DD
857
A2K3

4011.
792

Kabinet

Berlinischer Karaktere.

1808.

LIBRARY
AUG 30 1974
UNIVERSITY OF TORONTO

DD
857
A2K3

Vorerinnerung.

Das Kabinet, das hier den Kennern und Liebhabern eröffnet wird, enthält eine Anzahl Porträte, die weder aus Einer Schule hervorgegangen, noch von Einer Hand verfertigt sind. Man hat darin zusammengetragen mehrere vollendete Zeichnungen, verschiedene Skizzen, und eine kleine Anzahl sogenannter Studien, wel-

che man so glücklich war, von verschiedenen Meistern überlassen zu erhalten.

Sie bilden größtentheils Brust- und Kniestücke von einer Anzahl Berlinischer Privatpersonen, die sich durch ihre Talente und ihre Industrie einen public Character angeeignet haben.

Wenn die Darstellungen von emporgekommenen und gefallenen Fürsten und Staatsmännern, welche uns in mehreren Werken, Zeitschriften und Flugblättern dargeboten werden, vorzüglich

das Heilsame für uns gehabt haben, daß sie den Blick in der Beurtheilung des Geistes geschärft, welche die großen Erscheinungen und Umwandlungen der Zeit bewirkt, so dürfte es nicht unrathsam sein, die Aufmerksamkeit auf eine Anzahl Privatkaraktere hinzulenken, welche gleichsam als die kleinen Triebfedern in den Vorgängen und Begebenheiten des Tages betrachtet werden können, und daher das Zuträgliche für uns haben dürften, den Blick noch mehr zu schärfen, und ihn zu

einer größern Gewandtheit in der Auffassung der mannigfaltigen Eigenheiten des Zeitgeistes zu dressiren.

Dieser Wink, der hier über den Zweck der folgenden Blätter gegeben wird, soll dem Leser überlassen werden, nach seiner Individualität sich auszubilden. Es soll ihm hierin keineswegs vorgegriffen werden. Die Porträte werden ihm daher ohne alle Methode und Anleitung vorgestellt. Es bleibe ihm, sich daraus einen Faden zu bil-

den, den er alsdann an das große Drama der Welt anknüpfen mag.

Wenn Mancher dennoch die ihm hier dargebotene Anzahl von sogenannten Umrissen nicht hinreichend finden sollte, um sein Auge für die Wahrnehmung der feinen Symptome des Zeitgeistes dadurch üben zu können; den erinnern wir, daß dieses Heft bloß voraus geschickt worden ist, um die Empfänglichkeit des Publikums für Ausstellungen der Art abzulauschen.

Zeigt sie sich der Absicht derselben günstig, so sollen diesem Hefte mehrere folgen.

Inhalt.

	Seite
Johann Daniel Sander.	1
Friedrich Buchholz.	6
Julius von Voß.	23
August Ludwig von Massenbach.	28
Benjamin Veitel Ephraim.	37
Karl von Neander.	46
Friederich von Cölln.	52
Carl Woltmann.	71
Carl Julius Lange.	78
Carl Müchler.	87
Liepmann Meier Wolf.	93
Friedrich Heinrich Himmel.	103
H. H. L. v. Held.	118
Theodor Heinsius.	127
Johann Gottlieb Fichte.	131

Seite

August Wilhelm Iffland. 142

Ignaz Feßler. 156

Bernhard Anselm Weber. 162

August Friedrich Kuhn. 169

Johann Daniel Sander.

Der zeitige Buchhändler Herr Sander ist ein großer mächtig robuster Mann, so daß Merkel, der berühmte Herausgeber des Freimüthigen, einst äußerte, daß wenn Madame Sander sich eine Bewegung machen wolle, so gehe sie einige Male um ihren Mann herum. Dieser große dicke Mann hat aber, wie selten der Fall zu seyn pflegt, auch sehr schöne Talente. Mit Beiden vereinigt hätte man glauben sollen, was er unternehmen dürfte; dennoch war er in seinem Leben nichts mehr als ein Privatgelehrter, das heißt ein Mann, der von seinen litterarischen Talenten lebt, und ohne Konnexionen, Speichelleckerei und Empfehlungen sein Auskommen hat; und ein solcher Mensch ist doch etwas nicht sehr achtungswerthes.

Periodische Aufsätze, Uebersetzungen und Korrekturen waren immer Sanders Hauptbeschäftigungen, die ihn nährten. An keinen Ort gebunden, war er bald da bald dort, knüpfte mit den besten Köpfen Bekanntschaft an, und diente ihnen mit seiner grammatischen Feile. Obgleich sein Name daher nicht jede Messe in Weidmanns Katalog prangte, so achtete ihn doch ein großer Theil von Gelehrten, und schätzte ihn seiner schönen Talente wegen.

Wenn man sein halbes Leben mit Ehren so durchgebracht hat, sollte man keine andere Karriere wählen. Indeß Sander, an Unabhängigkeit gewöhnt, und in litterarischem Treiben und Verkehren bewandert, entschloß sich, nachdem er einige Jahre der Vossischen Buchhandlung vorgestanden, selbst sein Hüttchen aufzuschlagen, und so ward aus dem Privatgelehrten ein Buchhändler.

Es war ganz in der Ordnung, daß Sander bisher mehrentheils Schriften verlegt hatte, die ins Gebiet der ästhetischen Litteratur einschlugen, da sie der bisherigen Uebung seiner Talente und seinen bisherigen Studien vorzüglich zusprachen. Indeß im Lauf seiner Geschäfte, die Sander mit vieler Applikation betrieb, ward er von einer Geistesschwäche oder Gemüthskrankheit befallen, deren Ursache die Aerzte nicht ausmitteln konnten, bis endlich das Räthsel sich löste.

Sander kam wieder zu sich, aber neben seiner Verlagsempfänglichkeit für belletristische Produkte stand er plötzlich mit einer Verlagsempfänglichkeit für politische Produkte zugleich entwickelt da. Man hat sehr oft die Erscheinung bemerkt, daß wenn ein erwachsener Mensch einen Zahnkeim noch entfaltet, diese Evolutionen ihn mit den schrecklichsten Schmerzen foltern. Vielleicht war die späte Entwikkelung seiner Verlagsempfänglichkeit für poli-

tische Produkte bei Sander die Ursache seiner Geistesverwirrung, die nun völlig ausgebildet ihn alle seine Geistesfunktionen in der gehörigen Ordnung fortsetzen läßt.

Und nun sahe man sein neuentwickeltes Verlagsorgan in voller jugendlicher Thätigkeit neben seinem alten, freilich schon etwas abgestumpften, einherschreiten. Geharnischt mit neuem Schilde und Helme, und sich verkündend als politisch-militärisch-historisches Institut, eröffnete es vor Kurzem furchtbar die Pforte, aus welcher Alles verschlingend ein neuer Leviathan uns mit furchtbarem Zahne entgegenfletscht, und mit dicken Heften, die er Gemählde nennt, und bleiernen Lichtstrahlen Alles niederdonnern will.

O Zeus, und ihr, ihr obern und unteren Götter!
Es hebt ein neuer Titanenstamm sein Haupt empor.
Wir blicken nach euch hin, ihr ewigen Retter;
Vergönnt ihr Milden uns nicht euer Ohr?

Mit jedem Tage wird es furchtbarer, dieses ungestüme Wesen. Nicht Gemählde blos

und Lichtstrahlen ergreift es in seiner dodonischen Begeisterung; nein! mächtige Gallerien, gefüllt mit preußischen Charakteren, schmettert es uns entgegen, bald dürfte es Obelisken und Propyläen folgen lassen, und endlich mit Trabanten und Kometen seinen Heldenlauf beschließen.

Indeß beruhigt euch, ihr Sterblichen. Es ist nur ein glänzendes und prächtiges Schauspiel, ein wahres Spektakelstück, welches Sander darbietet, neugierige Haufen drängen sich von allen Seiten hinzu, ein Jeder zollt sein Scherflein, und es rollen Tausende von Thalern in Sanders durstige Geldquelle, und er ist geheilt.

Doch möge ihm die Warnung frommen. Es war einst Faust, der in Bund mit einem Ungethüm trat. Es füllte ihm die Taschen, genügte seinen Begierden und Launen, und stürzte ihn endlich mit sich in den Abgrund.

Friedrich Buchholz.

Wenn der Vorzug des Menschen sich darin erhärtet, daß er mehr ein selbstständiges und geschlossenes Wesen als jedes einer anderen Gattung ausmacht, so besteht gewiß der höhere Vorzug der Menschen untereinander, in je höherem Grade einer vor dem Andern dies in sich selbst vollendete geschlossene und selbstständige Wesen bildet. Ein Mensch also, der in seinen Ansichten, Handlungen, seiner Gestaltung und Produktivität oder in allen den Berührungspunkten seines Daseins mit den Wesen seiner Gattung sich gleichsam selbst umkreist, und von der Sphäre seines Gleichen durch sein abgerundetes Wesen so zu sagen in dem Grade abstreift, daß nur ein kleiner Punkt

der Assimilation, eine Tangente zwischen ihm und der Menschengattung sich bildet — einen solchen Menschen kann man schlechthin zu den Vorzüglichsten und Größten zählen.

Der große Mensch verräth sich uns gewöhnlich durch etwas Auffallendes und Ueberraschendes. Wir schenken ihm unsere Bewunderung, wenn wir in der Größe seines Wirkens eine gewisse Verständlichkeit für uns finden, aber zugleich gewahren, daß unsere Kräfte nicht zureichen, diesem Ideale nachzukommen. Allein sind die Aeußerungen eines Menschen von der Art, daß wir keine Empfänglichkeit dafür haben, oder in einer gewissen Dunkelheit darüber gelassen werden, so vermögen wir nicht, für ihn einige Theilnahme zu hegen, oder in uns aufkommen zu lassen, und wir nennen ihn excentrisch oder erklären ihn für einen Sonderling.

Man wird mir diese etwas weit hergeholte Ideenreihe nicht verübeln, die ich nothwendig fand voranzuschicken, um einen festen Standpunkt für die Betrachtungen über einen Mann zu haben, der sich Friedrich Buchholz nennt, vormals Lehrer in der Ritterakademie zu Brandenburg war, und seit einigen Jahren seinen Sitz nach Berlin verlegt hat.

Alles an diesem Mann, seine Gestaltung, seine Handlungsweise, seine Ansichten und seine Produktivität bilden ein solches in sich geschlossenes Ganzes, daß man ihn in dieser Hinsicht gewiß zu den großen Menschen zählen kann. Allein es ist noch zu erhärten, ob er zu den unserer Bewunderung würdigen gehöre, oder zu denen, die wir excentrisch zu nennen pflegen.

Ehe ich diese Frage nach ihrem Umfange gründlich beantworte, ist der Leser berechtigt unterrichtet zu seyn, inwiefern die sonderbare

Gestaltung, die Handlungsweise, die Ansichten und die Produktivität, welche wir als Prädikat des ausgezeichneten Menschen vorausgesetzt, ihm in dem Grade zukommen, daß er von uns als ein solcher betrachtet werden kann. Ich habe Gelegenheit gehabt, bei meiner Gegenwart in Berlin einige Zeit um diesen Mann zu leben, und glaube daher berechtigt zu sein, über Alles dieses einige lichtvolle Winke der Welt verleihen zu können.

In Hinsicht seiner Gestaltung ist Buchholz gewiß eine sonderbare Erscheinung. Er ist groß, von einem böotischen Körperbau, sein Gesicht von einer breiten Physiognomie, großem Munde, pechschwarzen Augen, furchtbaren Braunen, stierem Haar, nachläßig in seinem Anzug und von der in sich selbst gekehrtesten Haltung. Wer ihn auf sich zukommen sieht, würde ihn am ersten für einen Sprößling aus dem Stamme Israel oder für einen Erz- und Urjuden halten, wie uns aus

dem Innern Polens deren oft entgegen kommen. Nun ist seit Lavaters Zeiten her alle Physiognomik von dem Grundsatze ausgegangen, daß die Gesichtszüge gleichsam eine Entwickelung des Innern des Gemüths des Menschen nach seinen Empfindungen und Ideen ausdrücken. Mächtiger Irrthum! Unser Buchholz macht alle Physiognomik zu Schanden. Er ist kein Jude, das zeigen deutlich alle seine Schriften. Noch nie hat das Judenthum und seine Anhänger einen solchen Gegner aufzuweisen gehabt. Er vermag nicht einen Bogen zu schreiben, wo ihm nicht eine Aeußerung entfällt, die es vollständig ausdrückt, daß er in diesem Volke einzig und allein einen fruchtbaren Keim von dem Erbübel erblickt, das nur mit ihm völlig ausgerottet werden dürfte.

Mehrere seiner Gegner wollen nun behaupten, daß, eben weil er eine solche tiefe Kenntniß von dem Karakter der Juden verräth,

er wohl so ein ausgesetzter Israelit sein mag, und, um diese Meinung zu verscheuchen, so laut sich gegen dieselben erkläre. Allein diese Empiriker irren sich in hohem Grade. Sie haben nicht die Idee des großen Menschen erfaßt, und vermögen ihn nicht aus seinem Aeußeren zu konstruiren. Es gehört zu dem Sonderbaren des großen Buchholz, daß er gestaltet wie ein Jude ist, aber seinem Innern nach nicht eines Sandkorn groß diesem Auswurfe aller Völker entspricht.

Nachdem wir nun das Ausgezeichnete seines Karakters in seiner Gestaltung festgesetzt, gehen wir zu seinen Handlungen über. Die größte Anzahl Männer wählt den Weg der Ehe, wenn sie einen gewissen Stand ergriffen, oder sich durch einen Posten oder ein Handwerk, wodurch sie als Familienväter den Ihrigen vorzustehen vermögen, gleichsam fixirt haben. Unser große Buchholz hat den ganz umgekehrten Weg eingeschlagen. Er

war Professor bei der Ritterakademie in Brandenburg. Dieser Stelle entsagt er, begibt sich nach Berlin und verheurathet sich. Den großen Geist nähren nur Ideen, er nimmt nicht Rücksicht auf das, was um ihn her die Menschen treiben und verkehren, er geht nur von den Ideen aus, die in ihm gähren. Buchholz lebte längere Zeit in Berlin als ein obskures Wesen, bis endlich der Andrang der Ideen aus ihm heraus schäumte, und in solchem Grade eine Fruchtbarkeit um ihn her breitete, daß ihm aus seinem Hirn wie aus dem Boden Eldorados Alles entgegen wächst, und ihn und seine Familie nährt.

Eben der Karakter, den der große Buchholz in dem Hauptschritt des Menschen, in der Verbindung, die er auf Lebenszeit eingeht, verräth, blickt auch aus allen seinen übrigen Handlungen heraus. Es wäre zu weitläuftig, dies aus allen erweislich zu machen, und

ich will daher nur einige seiner Eigenheiten in Anregung bringen. Nicht wie der größte Theil der Gelehrten befolgt er die Vorschrift der Diätetik, bei seinen anhaltenden schriftstellerischen Arbeiten zu stehen. Nein! denkt euch! Buchholz sitzt! Er fürchtet keine Hypochondrie. Was hätte ein Mann, der seinen Körper in lauter Ideen versenkt, der gleichsam sich als eine Idee repräsentirt, von der Hypochondrie zu fürchten? Wer hat jemals einen idealischen Hypochondristen gesehen? Gewisse Leute wollen zwar in seinen Ideen einen gewissen Grad von Hypochondrie gewahren, allein diese sehen aus ihrem Standpunkt seine genialischen Aeußerungen. Wenn sie so lange sitzen werden wie er, dürften sie erkennen, daß die ihnen scheinbaren hypochondrischen Ideen ganz anders sich ihnen vorstellig machen werden.

Welcher Skandal ist es nicht, die größten Idealisten F. W. u. s. w. von der Tafel

der Großen in einer Haltung zurückkehren zu sehen, die es selbst den Straßenbuben verräth, daß sie im Uebermaß den Leckereien der Schüssel und der berauschenden Kraft des Weines sich hingegeben. Nie wird man unsern Buchholz in dem Kreise dieser sophischen Parasiten antreffen. Vielmehr sagt er oft jenes Horazische

Beatus ille, qui procul negotiis
Ut prisca gens mortalium
Paterna rura bobus exercet suis.

Die böse Welt will behaupten, daß dies ganz natürlich zugehe, weil die Großen, bei denen er nie in einiger Gunst gestanden, ihn nicht einladen, woraus folglich auch sein zetterndes pereat gegen Adel, Reichthum und überhaupt gegen Alles, was durch seine Talente im Staate eine glänzende Umgebung erhält, sehr zureichend sich erklären läßt. Die böse Welt, sage ich. Sie sollten eben, in der centrifugen Kraft seines Wesens von jenem Kreise, seine Genialität gewahren, die ihn gleichsam

fähig macht, die großen Wahrheiten in seinem Innern aufgehen zu sehen, die er uns über den Geburtsadel aufgestellt. Wir gehen nun zu seinen Ansichten über. Ein Wesen, das von seiner Selbstheit mehr ausgeht, als von den Dingen, die ihn umgeben, ist ein Genie; ein Genie aber, das diese Art seines Wirkens zum Bewußtsein bringt, ist ein Philosoph, oder ein Mensch, der in dem Vorrath seiner ideellen Kraft ein Werkzeug findet, sich eine eigene Ansicht von dem Zusammenhange des Gleichzeitigen und Aufeinanderfolgenden in dem Kreise der Erscheinungen und Handlungen zu konstruiren. Die großen Menschen, welche diese Geisteskraft üben, verfahren mit einer gewissen Apprehensie, mit einem Bewußtsein des gewissen Erfolges von dem, was sie sich vorsetzen und producirt wissen wollen, daß dies sie selbst, oder diejenigen, welche sie durch die intellektuelle Aeußerung in Erstaunen setzen, veranlaßt, in oder neben ih-

nen und um sie einen sogenannten spiritus familiaris zu supponiren, der in verschiedenen Gestalten an der Seite einer Anzahl genialischer Wesen von Numa bis auf Paskal herab in den Annalen der Geschichte auftritt.

Unsern Buchholz, der gewiß von philosophischer Selbstheit ergriffen, sehen wir ebenfalls seine Geisteskraft in dem Grade handhaben, daß er sich aus Ideen gleichsam eine Welt konstruiren kann. Indeß hat er es in dieser Fähigkeit weiter gebracht, als irgend einer seiner Vorgänger. Er vermag nehmlich aus einer Reihe ihm gegebener geschriebener oder gedruckter Ideen eines andern Wesens sich die Eigenheit dieses Wesens als Erscheinung vorstellbar zu machen. So hat er aus des berühmten Werner Gedicht: die Söhne des Thales, sich die leibhaftige Figur und Gestalt dieses genialischen Dichters konstruirt; er hat dieses Talent in dem Kreise seiner Freunde an andern Schriftstellern

erhärtet, und ich bin gewiß überzeugt, daß es ihm auch gelingen wird, die Gestalt desjenigen zu konstruiren, der sich hier über ihn so nachdrücklich ausspricht.

Er besitzt Stärke des Geistes genug, dies Vermögen keinem spiritus familiaris zuzuschreiben, dies hieße auf eine alte abgenutzte Theorie der Geistesselbstheit zurück kommen. Nein! er ist vollständiger Besitzer dieser splendiden Geisteskraft. Er hält sich selbst, wie er im Spaß zu sagen pflegt, für den leibhaften diable boiteux. Daß hier nicht von Schwärmerei die Rede sein kann, dafür bürgt uns die Idee, die wir von einem genialischen Philosophen gegeben. Anstatt daß der Schwärmer Gaßner, versenkt in den Kreislauf der seine körperliche Natur umgebenden Einflüsse, seinen Geist aus diesem Grabe seiner Thätigkeit erhebt, und auf die Konstruktion ätherischer oder geistiger Wesen zurückkommt, geht der Philosoph Buchholz von seiner innern

Welt, den Ideen, aus und konstruirt die Wirklichkeit der wirklich bestehenden Wesen.

Diese Gewandtheit seines Geistes, sowohl von der Außenwelt in seinen Geist hinein als auch von dem Geist hinaus in die Welt hinein seine Welt zu konstruiren, ist das, was unsern Buchholz zu dem merkwürdigsten Wesen seines Zeitalters macht, und ihn zu einem immerwährenden Problem in der Geschichte des menschlichen Denkens darstellen dürfte. Er ist gleichsam das Centrum der vorstellenden und dargestellten Welt, und aus ihm geht ein Wesenkreis heraus, oder eine Produktivität, die er uns in einer Reihe an Seitenzahl gewiß fruchtbarer Schriften dargelegt, die vor ihm noch nicht vorhanden und nach ihm erst begriffen werden dürften, wenn die denkende Welt zu seiner Concentration sich hingearbeitet haben wird.

Dieser sein Standpunkt drückt sich aber so deutlich in seinen Schriften aus, in wel-

chen allen er dahin strebt, aus den Welthändeln zu ahnen, daß die beiden Prinzipien des Guten und Bösen, die die Menschen in ihrem Wirken und Treiben entflammen, auf dem Wege der Versöhnung begriffen sind, welche Versöhnung nämlich durch das erhalten werden wird, was er Universal-Monarchie nennt, die wir freilich, wie er in seinem Geist hinzufügt, nicht mit eigenen Augen sehen werden, sondern nur in der Idee werden fassen können, und die durch die Idee nur bestehen wird.

Freilich könnte man zur Gewißheit über diese Hauptfolgerung aus seinen Ansichten durch seine beiden Produktionen, den neuen Leviathan und Rom und London, wo sein Geistesgang des Weitern dargelegt ist, leicht überzeugt werden. Allein ein großer Theil von Lesern fürchtet sich, daß statt den neuen jugendlichen Leviathan zu verschlingen, er von ihm verschlungen werden dürfte, und

erschrickt vor der Reise durch vierhundert gedruckte Seiten, um Rom und London ansichtig zu werden. Das ist aber unserm Buchholz eben recht, denn es würde unserm Buchholz allen Werth rauben, wenn seine Schriften von dem Leser schnell gefaßt würden, indem ein jeder sich dann für einen zweiten Buchholz erklären dürfte. Hierin zeigt sich daher unser Buchholz als ein eigentlicher großer Geist; statt daß alle Schriftsteller sich freuen, von der Welt genossen zu werden, macht es ihm lebhafte Freude, überall zu vernehmen, daß man ihn nicht zu verstehen vermag.

Nachdem wir nun, wie der Leser wohl fühlen wird, mit aller Anstrengung eines anatomisirenden Scharfsinnes das Wesen unsers Buchholz nach seiner Gestaltung, Handlungsweise, Ansicht und Produktivität skalpirt, so fragt sich nun

Ob ein Wesen, das wie ein Jude gestaltet ist, ein Nichtjude sein kann?

Ob ein Geist, der nicht der Lebensweise und den daraus folgenden Schwächen des Menschen sich zu entziehen vermag, zu der Menschengattung gezählt werden kann?

Ob es einem Menschen möglich ist, aus sich heraus einen Nichtgeist zu konstruiren?

Und ob die Produkte eines Wesens, die kein Sterblicher je sehen wird, das Resultat eines Menschen sein können?

Ich habe es nicht gewagt, über diese kritischen Fragen etwas zu entscheiden. Indeß habe ich einen alten Großonkel, der ein Gegenstück zu dem weisen Onkel Toby im Tristram Schandy abgeben dürfte, dem legt' ich jene Probleme vor, und der will klar beweisen, daß alle diese Eigenheiten zusammen genommen eine Idiosynkrasie bilden, die nicht aus dem höheren Range des Wesens, sondern nur aus einer Abweichung sich erklären

läßt, die sich in seiner Denkkraft vorfindet, und also eine Krankheit bildet, die die Aerzte asthenisch sthenische Asthenie nennen würden, wir gemeinen Weltbürger aber, die wir selten auf eine solche erhabene Schwäche stoßen, und daher kein Wort dafür vorgefunden haben, sollten, nachdem sie ad oculos demonstrirt worden ist, sie von nun an — Sonderlingsheit nennen.

Ich gebe dieses Gutachten eines sonst nicht sehr tief denkenden aber doch mit schlichtem Menschenverstande ausgerüsteten Mannes mit der Zuversicht Preis, daß man es nicht für das meinige halten wird, und bescheide mich gern, bloß den ersten Schritt gethan zu haben, ein sonderbares Wesen unserer Zeit, wie Herr Friedrich Buchholz, einer nähern Aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen, als ihm sein Zeitalter bisher zu schenken scheint.

Julius von Voß.

Julius von Voß ist einer von den jungen Militairs, welche vom Feuer des Genies unablässig gequält, in ihrem Stande eine Fessel fanden, sich von demselben losmachten, und nun seit einem Dezennium mit ihrem Geistesfunken den Anblick der Weltseele verherrlichen. Es ist eine wahre Freude zu sehen, wie das eigentliche Genie sich selbst eine Welt ist, in seiner Eigenheit sich aufstellt, wie es die verschiedenartigsten Früchte an einem Stamme einiget.

Phantasie, Tiefsinn und Witz sind die drei mächtigen Wesen, die ihn mit ihrer Huld begünstigen, und bald Hand in Hand um sein Haupt den Lorbeer winden, bald diese Freude

sich gegenseitig streitig machen. Der arme Voß unterliegt oft den wetteifernden zudringlichen Huldigungen jener drei Genien, eine Hypersthenie des Geistes ist die Folge davon, und daher muß es ihm die gelehrte und lesende Welt zu Gute halten, wenn er auf sich das Horazische quandoque bonus dormitat Homerus anwenden muß.

Die mächtige Empfänglichkeit für Alles, was Philosophie, Kunst und Moralität produzirt, hat unserm Herrn von Voß den Zutritt zu jenem höhern Geisterbund eröffnet, der zwischen Herrn v. Held, v. Cölln u. s. w. in jener goldenen Zeit, wo der preußische Staat ihrer großen Einsicht nach der Gegenstand der Beachtung war, und ihnen würdig schien, ihren Meißel und ihre Radirnadel daran zu üben, sich bildete, die dann im geheimnißvollen Kreise sich um Herrn von Bülow, wie um einen zweiten pythischen Apollo versammelten, und ihr ewiges Feuer

des Genies unterhielten, das durch Herrn Professors Buchholz Orakelsprüche in lodernde Flammen gebracht ward.

Unser Voß scheint doch nur noch einer von den Novizen gewesen zu sein. Die ungerechte Nemesis, die mit dem Sturze der Welt jener großen prächtigen Geister — des preußischen Staats — sich an jenen Geweiheten rächte, indem sie Bülow, ihren Götzen, dem Unterreich zusandte, ihren Priester Buchholz in einen neuen Leviathan, Cölln in einen neuen Feuerbrand u. s. w. verwandelte, hat uns den Herrn v. Voß in seiner wahren Gestalt erhalten.

Er grünt nun in der Fülle seiner Kraft; die Freiheit des Geistes, die ihm der mächtige Geisterbund als Novize zähmte, ist uns in der Auflösung desselben gerettet. Wir sehen nun seitdem alle seine Geisteskraft in voller Thätigkeit; Philosophie, Kriegswissenschaft, Dramatik, Romantik, Kritik und Politik

sind die Gefilde, aus welchen sein genialischer Geist sich Keime zusammenholt, die mit unerforschlicher Ueppigkeit unter seiner Hand aufschießen und Früchte tragen.

Was er uns davon zum Besten gegeben und noch gibt, sind nur die Pflanzen, die er in dem Vorhofe seines Tempels aufstellt, um die Augen der Sterblichen die Wunder seines produktiven Geistes ahnen zu lassen. Die eigentlichen großen Werke seiner Geistesfülle, die ihn beschäftigen, von denen hat kein Sterblicher Ahnung gehabt.

Mit vielem Tiefsinn arbeitet unser Voß jetzt zum Behuf der Buchholzischen Universalmonarchie einen Plan aus, wie man den großen Napoleon künftig verhindern könnte, die Hauptstadt des Universalreiches nach einer gewonnenen Schlacht sofort mit seinem Heere zu überschwemmen.

Zugleich beschäftigt er sich mit der Ausarbeitung eines großen Spektakelstückes in Hexa-

metern von acht Füßen, unter dem Titel des neuen Leviathan oder die Verschlungenen, eines Lustspiels aus der Gargilianischen Sprache übersetzt „Posaune des jüngsten Tages," und einer große Oper „die Vulkans Witwe" in einem Aufzuge, die Herr Kapellmeister Neptunialis komponiren wird, welche Stücke Alle das einstmalige Krönungsfest des Buchholzischen Universalmonarchen verherrlichen sollen.

Wir sprechen nicht mehr von ihm, um seine tiefe Bescheidenheit nicht aufzuregen, die den Flug seines Geistes nur einer Störung aussetzen könnte.

August Ludwig v. Massenbach.

Es gibt Menschen, die, wenn sie im Bewußtsein einiger Talente nicht fähig sind, bei Aeußerung derselben sich einen entscheidenden Ruf zu erwerben, sich gewissermaßen zu dem Tadel drängen, der andern großen Männern in ihrem Wirkungskreise oft wiederfährt. Es kann zum Beispiel einem mittelmäßigen Dichter, Künstler oder Philosophen gewiß nichts Angenehmeres wiederfahren, als wenn er sich an die Seite eines Schiller, Canova oder Schilling gestellt sieht, wenn es darauf ankommt, eine ihrer schwachen Seiten aufzudecken. Er sieht seiner gedacht, und wenn auch nicht zum Besten, so hat er doch Veranlassung, nöthigen Falls durch

einen seiner Freunde oder durch sich selbst vor dem Publikum sich eine Schutzrede über den an ihm gerügten Fehler zu halten, und beiläufig über seine großen und tiefen Talente, die nicht aus seinen Werken hervorleuchten, dem Publikum einen historischen Bericht zu erstatten, und seine Persönlichkeit zum wenigsten zum publiken Karakter zu erheben.

Zu der Zahl dieser Menschen gehört unfehlbar Herr A. L. v. Massenbach, preuß. Oberst und Generalquartiermeister. Herr v. Massenbach erschrecke nicht. Wir sprechen ihm ein Talent nicht ab. Aber die Aeußerungen desselben scheinen alle dahin tendirt zu haben, sich an die Seite der Tempelhof, Scharnhorst, Bülow hinanzudrängen; das konnte ihm aber nicht gelingen, da es ihm an jener genialischen Kraft zu gebrechen scheint, mit welcher diese Männer wirken. Sein Name war zwar bekannt, aber nicht berühmt.

Der schaudernde Unfall, den die preußi-
sche Armee erlitt, und der von Kennern und
unparteiischen Köpfen nicht ihrem Mangel an
Bravour und Beharrlichkeit, sondern dem
Geiste derjenigen zugeschrieben wird, welche
ihre Operationen leiteten, hat es veranlaßt,
daß mehrere derselben, die diesen Geist repräs-
sentirten, einer strengen Kritik unterworfen
wurden nicht allein in Hinsicht ihres Verfah-
rens während der Schlacht bei Jena und Auer-
städt, sondern auch ihr Betragen und den
Gang ihres Verfahrens, den sie mehrere Jahre
vorher beobachtet haben, und dadurch gleich-
sam den militärischen Geist der preuß. Armee
bildeten und leiteten.

Unter diesen Männern fehlte auch unser
Massenbach nicht. Er mußte auch seinen
Nahmen in der Reihe der Feldherren, Fürsten,
Generale und Minister erblicken, welchen der
Ruin der preuß. Armee imputirt ward. Ob
sein Wirkungskreis von der Art war, daß

seine Schritte, insofern sie selbstständig sein durften, und ohne Auftrag von oben her geschehen konnten, von solchem verderblichen Einfluß für die Armee waren, mag hingestellt sein. Indeß gab es doch Veranlassung, daß man seiner erwähnte, und dies war ihm und seinen Freunden eine günstige Gelegenheit, den Namen Massenbach gewissermaßen populär zu machen.

Unerwartet erscheint eine Biographie Massenbachs in den europäischen Annalen, die aus einem schuldlosen und von allen Rücksichten entfernten Gemüth hervorzugehen scheint, aber dennoch dem Kenner verräth, was es damit für eine Bewandtniß hat. Als das unbefangenste Wesen wird uns Massenbach dargestellt, sein ganzes Ideensystem, sein ganzes Wirken, insofern es von ihm abhing, soll keinesweges den Vorkehrungen entsprochen haben, die er nach Aufgabe von oben her zu treffen hatte; Alles was er zu bewirken

hatte, that er gegen seine Ueberzeugung, kurz er wird als ein Wesen aufgestellt, das seine Grundsätze, seine Ueberzeugungen einer schlechten Sache zum Opfer brachte. Wer muß es nicht bemitleiden, daß ein Mann, der seit einem Dezennium ein Augenzeuge sein mußte, daß nicht allein der militärische Geist, wie er unter Friedrich dem Großen das preuß. Heer beseelte, verflog, sondern auch jenen Geist nicht auf dieses Heer influiren sah, der im Westen von Europa sich entfaltete, und von dem Herr von Massenbach als einer der Geweihten es war, der von ihm sich begeistert fühlte. Wer muß es nicht bemitleiden, daß Herr von Massenbach sich nicht überwinden konnte, deshalb seine Stimme zu erheben, oder zum wenigsten, von seiner Ueberzeugung durchdrungen, sich vom Schauplatz zu entfernen.

Wer auch die Biographie Massenbachs geschrieben, er sei es selbst oder sein zweites

selbst, einer seiner Freunde, er hat ihm einen schlechten Dienst erzeigt. Ein Mann wie Massenbach, von der Selbstständigkeit, von den idealen Grundsätzen durchdrungen, hätte, wenn er wirklich für das gelten will, wie er sich ausspricht, oder aussprechen läßt, nie in einem Wirkungskreise fortleben können, wo er gegen seine Ueberzeugung stets verfahren muß. Ihm kann es nie verziehen werden, daß er, von Irrthümern überzeugt, sie zu befördern suchte.

Indem der Welt ein Licht über seinen Karakter gegeben wird, erhält sie zugleich eine Einsicht über die Triebfedern, die ihn leiteten. Warum will er nicht wie mehrere seiner Dienstgefährten den Schein haben, in Irrthümern zu vollenden, warum will er allein mit dem Diadem der Weisheit bekrönt, aus dem Chaos herausgehoben sein, in welches er hineingestürzt war? warum will er vorzugsweise vor einem Herzog von Braunschweig,

Fürsten von Hohenlohe, und vor einer Anzahl grau gewordener und noch jugendlicher Krieger der Einzige sein, der das video meliora proboque deteriora sequor von sich geltend machen will.

Herr von Massenbach oder seine Freunde sollten doch bedenken, daß es bei einer Situation, worin der preuß. Staat vor der Schlacht von Jena versetzt war, keinesweges bei Männern von seinem Beruf darauf ankam, welche Ansicht von der Lage der Dinge ein Individuum hatte, sondern ob es sein Aeußerstes durch Handlungen aufgeboten hat, ihn aus seiner kritischen Lage herauszureißen. Mag auch hin und wieder etwas der Art vom Herrn von Massenbach geschehen sein, so wird es nicht verdienstlicher, nicht erheblicher sich zeigen, als was ein großer Theil einzelner Glieder der preuß. Armee seiner Pflicht gemäß gethan hat, und das verdient nicht den Vorzug öffentlicher Aufstellung, es hätte immer mit

versenkt können bleiben in den Hintergrund von Begebenheiten, in welchen die letzten Spuren der Tapferkeit und des Muthes des preußischen Heeres, wie überhaupt viele gute Handlungen, sich in der Welt verlieren.

Massenbach's Freunde geben sich alle Mühe, auf den Karakter derjenigen, welche auf die Operationen des preußischen Heeres einen entscheidenden Einfluß hatten, die grellste Tinte aufzutragen, oder ihre Beschränktheit an Kenntnissen, Urtheilskraft und Genie herabzusetzen. Kein redlicher Mann, kein Mann von Grundsätzen wird dies Verfahren billigen. Ein übertriebenes, ein unverdientes Lob jagt ihm eine Schamröthe ab, und veranlaßt ihn, vor dem Scharfblicke des Wahrheitsliebenden den Verdacht von sich abzustreichen, daß in seinem Freunde er sich selbst repräsentirte.

Keinesweges kann Massenbach von der Schwäche losgesprochen werden, daß er mit

Wohlgefallen es aufzunehmen scheint, durch die Darstellung seines Freundes als ein grosser Geist zu erscheinen, und zwar in einem Zeitpunkt, wo er in Hinsicht seiner Handlungen und seines Benehmens in Anspruch genommen wird.

Diese Bemerkung wirft nicht allein einen lichten Punkt auf den Karakter des Herrn von Massenbach, sondern stellt ihn auch als eine Figur dar, die in dem grossen Tableau der Begebenheiten nur eine überflüssige Episode bilden dürfte.

Benjamin Veitel Ephraim.

Es gibt gewisse Erscheinungen, die, wenn man sie entwickeln und aus ihren mannigfaltigen Ursachen herleiten will, noch dunkeler und problematischer werden. Zu diesen gehört unfehlbar der Geheimerath Ephraim. Er hat vor Kurzem in einer Brochüre, genannt „über meine Verhaftung", ein sogenanntes Curriculum vitae gegeben, das aber gewiß jeden Leser in einem noch größeren Zweifel über den Karakter und die Tendenz des Mannes erhalten muß. Herr Ephraim hätte sehr wohl gehandelt, wenn er die Geschichte seines Lebens unterdrückt hätte, denn es bleibt immer keine kleine Schwierigkeit, bei den üblen und verdächtigen Gerüchten,

welche von ihm seit 40 Jahren im Umlauf sein mögen, durch einen solchen, gleichsam raketenartigen, Vortrag zu blenden; denn das Ganze ist ein mit Lücken aufgestelltes Fachwerk, ein sogenanntes Gerippe. Es erregt daher vielmehr eine Fortsetzung des Verdachtes, der gegen Ephraim schon längst in Umlauf war, und man geräth auf den Gedanken, daß er uns viele Scenen und Begebenheiten aus seinem Leben zu verschweigen für gut fand, welche ein so schönes Licht auf den Brennpunkt seiner Handlungen, seinen Karakter, geworfen hätten.

Indeß wir müssen gestehn, daß Ephraim doch in gewisser Hinsicht dies Gute für sich durch jene Schrift bewirkt, daß man dadurch veranlaßt wird, die verdächtige Seite seines Karakters als ein angeborenes oder Erbübel zu betrachten. Es ist nichts natürlicher, als daß ein Mann, der durch verdächtiges Münzen ein fürstliches Vermögen zusammen brachte,

nicht den Keim in dem Busen eines seiner Nachkommen hinterlassen haben sollte, der zu Handlungen der Art tendirte.

Daß dieses sein jüngster Sohn Benjamin sein mußte, ist ganz in der Ordnung, denn bei dessen Geburt konnte erst das Geldorgan Ephraims so ausgebildet sein, um sich in einem seiner Nachkommen zu generiren, so wie bei jenem Bibel-Benjamin, dem jüngsten Sohne Jakobs, die Frömmigkeit sich im höchsten Grade nur deshalb erst personificirte, weil in diesem Zeitpunkte des Patriarchen Jakob Religionsorgan sich selbst zur höheren Vollkommenheit emporarbeitete.

Wenn Herr Ephraim von diesem Standpunkt ausgegangen wäre, so hätte er offenherziger, motivirter sein Leben dargeboten, und uns nicht in die Verlegenheit gesetzt, durch Argwohn und Horchen auf Gerüchte, welche über ihn in Umlauf sind, die Lücken auszufüllen, die er gelassen, und die Motive

uns hinzuzudenken, die ihn in seiner Handlungsweise leiteten.

Doch warum hätte er diesen Weg einschlagen sollen, da ihn noch kein Autobiograph gewählt. Jeder sucht seine Fehler und Gebrechen so viel als möglich zu verbergen. Herr Ephraim hat also ganz nach der Ordnung verfahren; er hat nur Begebenheiten, Handlungen aus seinem Leben aufgestellt, nicht sein Leben. Er dachte gewiß: Nun die Motive die hat das Publikum in meinem öffentlichen Ruf; meine Freunde werden Alles zu meinem Besten, meine Feinde Alles zu meinem Nachtheil deuten, und die Unparteiischen — ?

Wir gehören zu Letzteren. Wir haben den Standpunkt angegeben, aus welchem wir Herrn Ephraim in seiner Handlungsweise ausgehen ließen.

Was kann Herr Ephraim dafür, daß er der Sohn eines steinreichen Juden war,

der ihm keine feste Bestimmung geben konnte, und der ihm in seinem Mammon ein Werkzeug schuf, allen Leidenschaften und Neigungen zu genügen, die sich in ihm zeigten; daß bei dem berufslosen Leben, das ihm der Reichthum seines Vaters zu ergreifen erlaubte, sich in ihm Sucht zu glänzen und Hang für einen Mann von Ansehen und Einfluß bei seiner Nation zu gelten, natürlich entwickelte, wobei er in einen Strudel von Ausgaben und Unternehmungen wechselseitig gestürzt ward, wobei er Vermögen und Ruf endlich verlustig ward.

Der Hang zu einer frivolen und verschwenderischen Lebensart, wovon die mehrsten Großen und Reichen ergriffen werden, findet mehrentheils seine Entschuldigung in dem Einfluß, den sie sich zu verschaffen wissen. Man wähnt, daß der Standpunkt, auf welchem sie stehen, durch eine gute Einnahme, die ihre Stelle im Staate verschaft,

ihnen Mittel genug darbieten dürfte, alle die Ausfälle in ihrem Etat zu decken, die ihre Verschwendung und ihr Leichtsinn bewirkt. Es bekommt ihre Verschwendung gleichsam ein Relief von Humanität oder von Gemeingeist. Ephraim scheint die Absicht gehabt zu haben, in seinem Treiben und Wirken diese Ansicht von sich zu schaffen. Bei seinem Aufwande, seiner glänzenden Lebensart war es ihm ein Leichtes, sich den Großen zu nähern, allein als Jude ward ihm eine solche Sphäre der Wirksamkeit in dem großen Weltschauspiel zugestanden, die ihn wieder von der andern Seite in übeln Leumund brachte.

Für sein ewiges Drängen nach Bekanntschaft mit den ersten Personen, die in dem großen Drama des Welthandels thätig waren, für sein Haschen nach Gelegenheit, in allem Treiben und Jagen der politischen Factionen eine Rolle zu spielen, weiß er kein anderes Motiv anzugeben, als ein oberflächliches

Hineinblicken in einige politische und staatswirthschaftliche Schriften, welches in ihm gleichsam den Funken eines genialischen Diplomatikers entflammte.

Man muß wirklich die Großen und die Staatsmänner bedauern, die sich dadurch verleiten ließen, ihm einiges Vertrauen zuzuwenden. Habe er es auch nicht gemißbraucht, so zeigt es doch immer, daß die Großen oft noch ununterrichteter sind als die Schüler, die ihnen ihre Dienste anbieten. Herr Ephraim würde uns gleich bewegen, dies harte Urtheil zu mildern, wenn er die merkwürdigen politischen und staatswirthschaftlichen Aufsätze oder Abhandlungen der Welt vorlegte, die so rasch, selbst Friedrich dem Großen, sein blendendes Genie verriethen.

Was Ephraim als Diplomatiker that, fällt so sehr ins Lächerliche und Leere, daß man gar nicht weiß, was man von der ganzen Diplomatik denken soll. Zum wenigsten

erscheint Ephraim bei seiner Sendung nach den Niederlanden und Frankreich immer als ein Geschöpf, das hors d'oeuvre wirkte. Wodurch bewies er diplomatisch, in den Niederlanden so viel gethan zu haben, daß Friedrich Wilhelm II. ihm sagte, er habe ihm den Reichenbacher Frieden zu danken. Welchen Verdacht bewirkte er nicht in Hinsicht seiner Sendung nach Paris, wobei er jährlich 12000 Thaler, wie er sagt, zusetzte? Dort gerieth er mit dem Grafen von Golz, dem preußischen Gesandten zu Paris, in Zwist, und kehrte endlich von Paris zurück, nicht weil seine Mission zu Ende war, sondern, wie er selbst sagt, einzig und allein, weil ihm das Applaudiren der Poissarden im Palais Royal und der Forts de la Halle seinen Aufenthalt in Paris vergällte. So verfährt keine wahre diplomatische Person.

Woher kam es, daß der russische Gesandte Woronzow verlangte, daß Ephraim

von Frankfurt am Main entfernt werden sollte, wo 1792 Friedrich Wilhelm II. das Hauptquartier hatte? Warum drang wieder der Prinz Nassau darauf, daß Ephraim im Jahre 1794 aus Polen von der Armee entfernt werden mußte? Darüber gibt Ephraim kein Licht. Vielmehr bietet er den Verdacht dar, daß seine Missionen stets verdächtige Tendenzen hatten.

Man wird um so mehr dazu berechtigt, da man nicht weiß, was Ephraim davon hatte, sich in alle diese diplomatischen Händel zu mischen. Keinen Ertrag hatte er von seiner diplomatischen Wirksamkeit. Sein Gehalt von 4000 Rthlr., den er bei seiner Sendung nach Paris jährlich erhielt, schien mit seiner Rückkehr von dort erloschen zu sein, und es blieb ihm nichts als eine leere glänzende Ausgabe, um Konnexionen zu erhalten, die ihn völlig zu Grunde richteten.

Karl von Neander.

Es darf gar nicht befremden, wenn man im Militärstande so selten Wesen findet, die Geisteskraft genug inne haben, aus der Sphäre herauszutreten, worauf sie ihr Beruf beschränkt. Die Beschwerden des Dienstes raffen schon einen großen Theil von physischen und intellektuellen Kräften hinweg, daß selten den Menschen soviel davon bleibt, um sich eine selbstständige Wirksamkeit zu schaffen. Daher der einfache Karakter, der Hang zum Nichtsthun, und die Apathie gegen die empfindsamen Verhältnisse des Lebens, die man dem Militär so oft zur Last legt, und diejenigen militärischen Individuen verdienen um so

mehr eine ehrenvolle Auszeichnung, welche in ihrer Wirksamkeit eine andere Ansicht von ihrem Stande verleihen. Zu diesen ist unfehlbar Karl von Neander zu zählen.

Von seinen Jünglingsjahren an betrat Neander schon die militärische Laufbahn; und da er im Artilleriecorps seine Anstellung fand, so hatte er genug zu thun, von den kärglich erhaltenen Schulkenntnissen zu der seinem Stande angemessenern wissenschaftlichen Bildung fortzuschreiten.

Bei gewöhnlichen Köpfen ist diese Geistesanstrengung, vereinigt mit den Beschwerlichkeiten, welche die Beobachtung des Dienstes als Militär erfordert, fähig den Geist niederzudrücken, bei Neander war das Gegentheil der Fall. Sein Geist behielt noch immer eine gewisse freie und unbefangene Selbstheit, die ihn nicht allein mit mancher schönen, mit seinem Fache verwandten Erfindung auftreten, sondern auch all-

mählig die Stärke gewinnen ließ, aus dem Kreise seiner mechanischen Genialität zur ethischen oder zur Wirksamkeit für allgemeine Zwecke der Menschen herauszutreten.

Schon Neanders ganze Physiognomie drückt ein wohlwollendes Gemüth aus, welche die Beschwerlichkeit, die der Dienst seines Standes mit sich führt, und häusliche Unfälle an ihm nicht verwischten; aus ihr strahlt aber gewissermaßen auch eine ruhige Einfalt hervor, die selten mit ihr vereinigt ist.

Ein lebhaftes, brausendes Wesen ist es gemeiniglich, mit welchem der gewöhnliche Freund der Menschheit ihrer Sache sich annimmt. Er sprudelt wie eine um sich greifende Flamme die Funken seines Wohlwollens, und bestürmt in seinem Eifer jeden Widerstand. Mit Ruhe, Milde den Vorurtheilen und Mißbräuchen zu begegnen, das Neue, Bessere zu erwägen,

dies ist selten dem Philanthropen eigen. Darum gelingt es ihm so selten, daß er mit seinem Vorsatze, mit seinen Planen durchdringt, und sich immer von kalten Zweifeln und Einwänden zurückgewiesen sehen muß.

Nicht so Meander. Sein ruhiges stilles Temperament zügelt seine Philanthropie. Er stürmt nie, sondern tritt immer mit einer gewissen Ruhe auf, wenn es den Versuch gilt, irgend einem Uebel oder Gebrechen der Gesellschaft abzuhelfen.

Man muß aber auch von der andern Seite erkennen, daß Meanders Humanität oder Gemeineifer sich nicht zu den höheren Regionen derselben versteigt, nicht das Allgemeine umfaßt, sondern daß er immer bei einzelnen hin und wieder anzutreffenden Schwächen der Gesellschaft stehen bleibt. Und hier ergeht es ihm wie dem Anatomen oder

Physiologen, von dem Ganzen geräth er in das Einzelne, so daß er von der Membran zur Faser und von dieser zur Partikel endlich kommt. Um gute Zwecke zu erreichen, gewahren wir Meander immer kleinlichere Gegenstände zu diesem Zweck verwenden. So sehen wir ihn von seinem Plan zur Pensionirung des Gesindes gradweise zu immer minder wichtigen Gegenständen, bis endlich zur Organisation einer Milchanstalt herabsteigen.

Die vor einigen Jahren eingeführte verbesserte Erleuchtung Berlins hat in Hinsicht ihrer Organisation ihm größtentheils ihr Dasein zu verdanken. Zur Belohnung ist er zum Vorsteher derselben angestellt. Auf solche Art, kann er sich trösten, ist ihm ein besserer Lohn geworden, als den mächtigen Erleuchtern des Berlinischen Geistes.

Er begnügte sich mit dieser mäßigen Huldigung seiner Talente, anstatt daß unsere

Geisteserleuchter von allen Seiten losstürmen, und bald die Minister, Großen, ja die Regierung selbst unter die Füße zu treten suchen. Alles freilich zum allgemeinen Besten, das sie aber freilich, wie der Affe in der Fabel, nach ihrem lang rege gewesenen Hunger, zu ihrem eigenen Besten sich zu bemeistern nicht verfehlen dürften.

Friederich von Cölln.

Ich kenne keine schönere Distinktion in unserer Sprache, als die zwischen Ruhm und Ruf. Der Ruhm ist etwas, das sich nur durch ein allmähliges Hinanstreben nach einem lobenswerthen Ziel, durch eine Reihe von auseinander und ineinander fließenden Handlungen nach einer Idee erringen läßt. Ruf ist aber etwas, das eine durch Neuheit oder excentrische Darstellung sich auszeichnende Sache oder Person, ohne auf den Zweck ihrer Wirkungen oder Handlungen zu sehen, erlangt. Bei dem berühmten Mann, oder der berühmten Sache weiß man, was man zu erwarten hat, steht das Resultat seiner Wirksamkeit da, bei dem berufenen Menschen oder der be-

rufenen Sache wissen wir aber noch kein Resultat, oder wir bezweifeln noch die Dauer ihres Werths auf die Folge.

Der Herr von Cölln wird es mir daher gewiß verzeihen, wenn ich ihn nicht berühmt, sondern blos den berufenen Herrn von Cölln nenne. Es ist kaum etwas über ein Jahr, so wußten vielleicht, ausgenommen in dem Kreise von Sagan, wo er als Kriegs- und Steuerrath angestellt war, nicht hundert Personen, daß ein Kriegsrath von Cölln in der Welt sei. Er kam nach Berlin ungefähr vor drei Jahren, und von dem Kitzel, in der literarischen Welt sich zu produciren, angetrieben, gab er ein Werk über Schlesien heraus, redigirte er die Zeitschrift den preußischen Staatsanzeiger, schämte sich aber, seinen Namen seinen Produktionen vorzusetzen. Damals hätte man vermeinen können, daß es aus Bescheidenheit geschehe, allein nachdem sie sich so wenig er-

härtet, könnte man wohl vielmehr behaupten, daß er den Anonymen und Pseudonymen aus Besorgniß spielte, daß diejenigen Männer, welche seine Talente zu ermessen wissen, vielleicht sich fragen dürften: Ist Samuel auch unter den Propheten? Daher kam es denn, daß er bald als östreichischer Officier, bald als das Bureau einer ganzen Gesellschaft von Geschäftsmännern auftrat. Der Name von Cölln kam dabei gar nicht in Anschlag.

Und ums Himmels Willen, was hätte auch nach seinem Namen begierig machen können? Alle Ideen, die er vortrug, waren Lichtfunken, die von den Schriften anderer denkenden Köpfe ihm anflogen, und über welche durch ihn keine größere Bestimmtheit verbreitet worden ist. Er erschien blos als ein neues, mit unter plump zetterndes Organ, das, unkundig aller Harmonie, sich in der politischen Oekonomie ein Thema aufstellte, und es so wüst bald durch die Ideen des Merkantilsystems,

bald durch die des Physiokratismus variirte, daß er Unerfahrene gleichsam in ein Labyrinth versetzte, woraus der Faden der Ariadne sie nur retten konnte.

Es war kein Wunder, daß er in eine solche Neutralität verfallen war. Er suchte fortzukommen in dem Strom der Geschäfte, in welchen er hinein gestürzt war. Er wollte in Berlin, im Mittelpunkte des Staatsverkehrs, sich fixirt sehen, und er mußte, um wieder in den Hafen einkehren zu können, den Mantel nach dem Winde tragen. Dies Alles kann man bündig und folgerichtig aus seinen Produktionen ihm erweislich machen.

Bei dieser wüsten Kombination von Grundsätzen, mangelt es ihm zugleich an allem dem, was zu einem guten schriftstellerischen Talent erforderlich ist, an Styl, an Kunst des Vortrages und an Bündigkeit, die selbst in dem Vortrage des ärgsten Sophisten den Mann von genialischer Kraft verräth.

Indeß Cölln schrieb immer darauf los. Er säete Unkraut auf fruchtbaren Boden, wo des Schicksals Gunst oft mit genießbarer Frucht zu lohnen pflegt.

Da stürmte der Orkan von Jena her. Das Gebäude des preuß. Staats ward erschüttert, Cölln sah mit jedem Tage seine Aussichten immer stärker verdunkeln, und nun verließ er eine Gegend, wo er für sich keine Frucht sobald reif sehen konnte.

Indeß bei den Grundsätzen, nach welchen er seine Ansichten über den preußischen Staat modelte, war es ihm ein Leichtes, jetzt, wo er keine Rücksicht mehr zu nehmen hatte, theils diejenigen Ideen, die man nicht bei dessen Verwaltung in Schutz nahm, ihm entgegen zu stellen, theils ihm Fehler aufzubürden, die er keineswegs beging, und aus diesem Quodlibet von Rügen und Anschuldigungen stoppelte er nun eine Ideenreihe zusammen, welche er unter dem Titel vertraute

Briefe und Feuerbrände dem Publikum in die Hände gab, für die er, theils durch die Miene eines Propheten und tiefen Sachkenners, die er sich zu geben weiß, theils durch die Künste eines sogenannten historischen Avanturiers und Anekdoten-Renommisten, eine Anzahl von Kennern sowohl, als den großen Troß der Lesewelt zu gewinnen vermochte. Wenn das Gebäude der preußischen Monarchie bisher als ein Gegenstand der Bewunderung von den größten Staatsarchitekten, als Kanon von allen bisher verwaltenden Staatsmännern den Völkern aufgestellt war, so mußte bei dem erschütternden Stoße, den ihm der Verlust der Schlacht von Jena beibrachte, es ein Gegenstand einer allgemeinen Theilnahme sein. Jeder wollte in die Ursachen und die Verkettung von Motiven sich versetzt sehen, die diesem bisher bewunderten Staatsgebäude ein solches vernichtendes Schicksal bereitet. Herr von Cölln war der erste, der dem

Publikum darüber etwas, gleichviel wahres oder karrikaturartiges zu Tage förderte, und natürlich mußte er als ein Mann erscheinen, der in die tiefsten Geheimnisse, in die kleinsten Triebfedern und Reagenzien der Maschine, welche es erhielten, eingeweiht sei.

Der nahe wie der entfernte Zuschauer der ehemaligen organischen Wirksamkeit des preußischen Staates wollte sich unterrichten. Man griff daher nach den vertrauten Briefen. Wenn die Keckheit und Derbheit, welche man oft mit Natürlichkeit verwechselt, den entfernten und ununterrichteten Leser glauben machten, daß der Mann lauter Wahrheit debitirte, so mußte der unterrichtete und in Staatsorganisationen bewanderte Leser eben darin die Hauptstärke des Urhebers derselben gewahren. Man wollte allgemein ihn kennen lernen, und so trat der Name des Verfassers hervor, und mit ihm entstand der Ruf des Herrn von Cölln.

Die Gemüther haben sich über der verschlingenden Lektüre, deren Cölln's Schreierei gewürdigt worden, nun etwas beruhigt, und man darf erwarten, daß der Frage einige Aufmerksamkeit verliehen werden wird:

Ob es wahr sei, daß die preußische Staatsorganisation so beschaffen, und die mannigfaltigen Zweige desselben auf die Art verwaltet waren, daß ein Umsturz desselben, wie wir ihn erlebt, die unmittelbare Folge seyn mußte?

Es dürfte sich, wenn man, mit gehörigen Sachkenntnissen und Einsichten in die politischen Verhältnisse des Staats, sich an Beantwortung dieser Frage wagt, leicht ergeben, daß, insofern ein Staat in Hinsicht der inneren Einrichtung sich den allgemeinen Grundsätzen der politischen Oekonomie nähert, und in seinem Schoße dem Volke eine vollständige

Kultur und Industrie angedeihen lassen will, er sich von dem Wesen desjenigen Staates entfernt, dessen Kräfte alle dahin verwendet werden müssen, sich zu seiner Existenz erst den Grund zu legen, und sich gegen die Beeinträchtigung aller seiner Nachbaren, die ihm sein Fortkommen streitig machen wollen, zu rüsten. Aus dieser Ansicht läßt sich der Untergang erklären, welcher allen in einer gewissen hohen Kultur begriffenen Staaten von den neu entstehenden und mit ihren Kräften nach außen hin wirkenden Staaten bereitet werden kann.

Von diesem Gesichtspunkte ausgegangen wird sich vielmehr ergeben müssen, daß eben weil der preußische Staat in seinem Innern zur größten Vollkommenheit fortschritt, er deshalb von der nach außen fortwirkenden Militärkraft Frankreichs niedergedrückt werden mußte.

Man nannte Preußen freilich einen militärischen Staat, allein diesen Namen hat es noch von dem Zeitpunkt des siebenjährigen Krieges her, wo Friedrich der Große, um ihm Selbstständigkeit zu verschaffen, durch seine Militärkraft nach außen fortwirkte. Friedrich der Große verlor in spätern Jahren schon die Militäransicht, die sein Staat gewährte, aus den Augen. Er war des Glaubens, daß die eingeführte Ordnung der Dinge in den politischen Verhältnissen, obgleich verändert, doch nicht vernichtet werden dürfte; und ihn beschäftigte daher mehr die innere Organisation des Staats, als die Vergrößerung der Macht, um seine Nachbarn vom Schauplatze zu verdrängen.

Die Nachfolger Friedrichs des Großen vergrößerten daher nur die Militärmacht, insofern der Staat an Umfang gewann. Ihre Haupttendenz war aber die Vervollkommnung seiner innern Organisation; darauf tendirten

auch alle politischen Verhandlungen. Man sah nur immer darauf hin, den Staat nicht auf Kosten seiner ökonomischen Lage zu vergrößern. Man wollte die Völker und ihre erstrebte Kultur und Industrie schonen. Man vermied daher den ernstlichen Gebrauch der Militärmacht.

In der immer in größerem Umfange sich entwickelnden Militärmacht Frankreichs, die von einem unübertrefflichen Genius wie Napoleon geleitet ward, mußte daher Preußen ein Gegner in dem Grade erwachsen, als Napoleon in England einen Gegner zu bekämpfen hat, der in den Kräften der Kontinentalstaaten eine unerschöpfliche Quelle seiner Macht handhabte, wodurch Ersterer sich verhindert sieht, dem Staate eine Festigkeit zu verschaffen, an dessen Spitze ihn das Schicksal hinberufen hat. Napoleons Fortschritte auf dem Kontinente, Englands Einfluß zu vernichten und den seinigen zu substitui-

ren, mußte ihn endlich mit Preußen zusammenführen. Es geschah was keiner, selbst Napoleon nicht voraussehen konnte. Er mußte von Preußen Bedingungen fordern, mußte selbst seinen Einfluß in dem Grade vermindern, um in ihm auch gegen England einen Stützpunkt zu erhalten.

Für Preußens Regierung war nun keine andere Wahl, als den Kampf zur Rettung seiner Selbstheit zu bestehen. Es unterlag dem gallischen Koloß.

Preußen erlag nach dem Verlust einer Schlacht, weil dessen Militärmacht von dem Genius der Künste des Friedens in Schlummer eingewiegt war, und würde haben vielleicht nach zehn gelieferten bald gewonnenen und verlorenen Schlachten erliegen müssen, weil die größte Anstrengung und Concentration seiner Militärmacht doch gegen die angewachsene Frankreichs hätte erliegen müssen. Dies ist die Ansicht, welche der Unpartheilich-

keit sich über die Ursachen des Schicksals des preußischen Staats darbieten muß, dies ist die einzige, welche bestehen bleiben wird, als allgemeingeltend, wenn die sich durchkreuzenden Stimmen der enthusiastischen Tadler oder Lobredner des preußischen Staats verhallt sein werden.

Wie tritt nun Herr von Cölln auf? Als einer der eifrigsten Ardillonen sieht man ihn beschäftigt, von allen Seiten Alles zusammenzusuchen, was die Bosheit, der Neid, die Dummheit jemals in dem Umkreise des preußischen Staats für entstanden ausgab und entstehen ließ, um es als Ursache seines Falls aufzutischen. Damit nicht zufrieden, weiß er noch mit einer in Galle getauchten Feder nach Laune bald den Ruf der schuldlosesten und edelsten Staatsmänner zu verpesten, und mit dem Pinsel eines rüstigen Schmierers solche grobe Tinte auf das Tableau des ganzen Staats aufzutragen, darin man eher das

Bild eines in den Steppen Afrikas bestehenden Räuberstaates erkennen dürfte, als einen der policirtesten Staaten Europas.

Er behandelt den preußischen Staat in Hinsicht der Fortschritte, die er in Kultur und Industrie gemacht, und worin er gewiß in Verhältniß gegen andere Staaten nicht zurück blieb, wie einen Schulknaben, der vor einem ernsten pedantischen Scholarchen in seinem Examen nicht bestanden hat.

In dieser Rolle, die Cölln übernommen hat, zeigt er aber so viel Blößen, verräth er soviel Kurzsichtigkeit in der ganzen Organisation eines Staats, und bringt er Beschuldigungen gegen ihn hervor, die gar keinen Grund haben, sondern wovon vielmehr gerade das Gegentheil vorgefunden wird.

So eifert Cölln z. B. dagegen, daß man im preußischen Staat die Agrikultur auf Kosten der Fabrikatur unterstützt. Wodurch beweist er dies? Soll man es ihm etwa auf

sein Wort glauben? Hat er Fakten beigebracht? Demjenigen, der nur den entferntesten Blick auf Preußen warf, wird es schon längst sich aufgedrungen haben, daß die Thätigkeit der Manufakturen und Fabriken in allen Zweigen seit dem Tode des großen Friedrich nicht abgenommen, sondern, schlecht gerechnet, um die Hälfte vergrößert worden. Von allen Seiten sah man die Industrie in den verschiedenen Provinzen Preußens mit einer jugendlichen Kraft sich erheben, und es ist vielleicht dieser Zweig der preußischen Verwaltung derjenige, welcher in dem plötzlichen Sturz, der dem Staate wiederfahren, am mächtigsten erschüttert worden, und wovon er die Wunde am tiefsten fühlen dürfte. Cölln geht es wie dem Ritter von Mancha; wie jener in Windmühlen geharnischte Gegner sieht, so erblickt er in dem Geschreibsel eines Krug, das erst realisirt werden sollte, die Wirklichkeit. Krug wollte den Physiokratismus in Preußen syste-

matisch gründen; gegen ihn lehnte sich Cölln auf, und nun mag er glauben, daß Krugs Ideen in ihrem ganzen Umfange schon im preußischen Staate dominirten. In Preußens Manufakturen war vor der Schlacht von Jena solch eine Thätigkeit, daß ihre Produkte, abgesehen von den Messen und Märkten im Lande, Frankfurt an der Oder, Magdeburg, Breslau und Danzig, in denen des Auslandes, in Leipzig, Frankfurt am Main, Braunschweig und an den Handelsplätzen der Ostsee einen beträchtlichen Debit hatten.

Wenn man ermessen will, wie leicht es Herrn Cölln wird, über Dinge abzuurtheln, von denen er nicht die geringste Erfahrung eingeerntet, so muß man ihn hier über militärische Gegenstände sich vernehmen lassen. Er vermißt sich, nachdem er einige Male Bülows oder Scharrnhorsts Schriften durchgelesen, und sich ihre Terminologie und Wen-

dungen bekannt gemacht, wie ein Mann
sprechen, der in den Waffen grau geworde
Wie müßte Napoleon und alle seine Ma
schälle lachen, wenn er von den exmilitärisch
Herrn Cölln sich aburtheln hören sollt
wenn er vernähme, daß wenn Cölln an t
Spitze der preußischen Armee gewesen wä
der Held des Jahrhunderts den Kürzern
zogen haben dürfte. Es ist ordentlich komis
wenn man einen Mann, der hinter der We
flasche seine militärischen Demonstrationen
nen Freunden zum Besten gab, gewahrt n
einer Kennermiene auftreten, um jene Sp
ße als Resultate seines hohen Nachdenke
über militärische Gegenstände zum Besten
geben. Und es gibt Thoren, die es für
etwas ansahen.

Indeß Herr von Cölln über alle Ve
waltungszweige des preußischen Staats n
Kennermiene aburtheilt, weiß er doch in s
ner Person seinen Stand zu ehren. Er ge

ert wenig gegen den Adel, denn er fürchtet as mutato nomine de te fabula narratur; esto heftiger fällt er gegen die Juden aus. Die Armen hat er nun in ein panisches Schrek- n gejagt, und sie werden es nicht wagen, e Wechsel in Anregung zu bringen, die von m in ihren Händen sich befinden. Verhält- sse muß er wohl mit Hebräern gehabt haben, nd das mit den Verworfensten dieses Volks. der soll man vermuthen, daß er hier eben a priori schimpft, wie auf die Verwaltungs- peige und das Militär des preußischen taats?

Bei allen Mißgriffen glaubt Herr von öln doch, daß er etwas Großes, etwas bliches gethan, nicht allein daß er die leicht- äubige Welt durch seine sophistischen Dekla- ationen irre geführt, sondern auch den zei- zen Handhabern des preußischen Staats die ugen gleichsam geöffnet. In dieser Zuver- ht eilte er nach Memel, glaubte dort wie

ein zweiter Aristides empfangen zu werde
und erntete nach seiner Meinung den Undar
unbeachtet wieder die Rückreise antreten
müssen.

Wer hätte dies auch erwartet. Sei
bescheidenen hamburgischen Freunde, uni
welche sich Archenholz ebenfalls zählt, h
ben ihn schon wieder in seinen Wirkungskr
gls Kriegs- und Steuerrath eintreten lasse
Die fühllosen kleinen Geister, die den Wer
ihres Götzen nicht zu schätzen wissen. Ein
zweiten Turgot, Kolbert muß der pre
ßische Staat in ihm erkennen; und er ist w
der hinter sein Schreibepult nach Leipz
zurückgekehrt, von wo er, wie einst Cinci
natus hinter seinem Pfluge, zur höchst
Staatswürde berufen zu werden zuversichtli
erwarten kann.

Carl Woltmann.

Herr von Woltmann ist bekanntlich ein Oldenburger von Geburt. Er gehört zu jenen trefflichen Menschen, die, ohne ihrer Menschenkenntniß etwas zu vergeben, brav, human und gefällig sind. Doch von einem gewissen Grade von Eitelkeit und Wohlgefallen an seiner Person beseelt, die in ihm einen gewissen Hang, sich den Zirkeln der Großen und ihrer frivolen Lebensart anzuschmiegen, entwickelt, und welche ihn vielleicht allein veranlaßt hat, die einfache, aber seiner Bestimmung und seinem Talent gewiß angemessenere Karriere, die er als Professor legens zu Jena machen konnte, zu verlassen, und sich nach Berlin zu begeben, um sich

durch seine Verhältnisse eine diplomatische Stelle zu verschaffen.

Woltmann ist bekanntlich von bürgerlicher Extraktion. Es ist ungefähr drei Jahre, daß ihm durch reichsadliches Diplom der Vorzug, das Wörtchen von seinem Namen vorzusetzen, zugewendet ward. Es geschah kurz darauf, als Johannes Müller dieser Lorbeer ward. Es ist nichts natürlicher, als daß in jedem Stande die einzelnen Mitglieder um die Wette eifern, ein gleiches Ziel zu erreichen. Was Wunder, da dem Historiographen Müller der Adelsbrief ward, so konnte Woltmann ebenfalls als ein solcher es nicht gut unterlassen, sich ein solches Diplom zu erhaschen.

Mich wundert es sehr, daß Woltmann seinem Freunde Buchholz, den er zuerst in die Welt als Schriftsteller einführte, nicht das Adelsprädikat verschaffte, er hätte den Verdruß sich ersparen können, den Menschen

jetzt gegen einen Stand so geharnischt auftreten zu sehn, dem er huldigt. Indeß wer konnte es voraus sehen, daß Begebenheiten eintreten würden, die dem Adel einen solchen Stoß versetzen dürften, daß er der Feder eines jeden Polygraphen Preis gegeben ist.

Woltmann war ehemals ein fleißiger Schriftsteller. Geschichte ist sein Hauptfach, aber es ist ihm, wie manchem guten Kopfe, nicht gelungen, sich ein großes Publikum zu verschaffen. Er sieht zu sehr um sich. Er wollte klassisch werden, und war zu wählig in dem Stoff, den er bearbeitete, denn er hat Geschmack und Ehrgefühl, und das findet nicht ein solches Beifall klatschendes Publikum, wie es die Buchholze und Cölln haben.

Er äußerte sich selbst gegen einen seiner Freunde, als dieser ihm in Hinsicht seines ersten Versuches „Geschichte der Deutschen in der sächsischen Periode" den er im 24sten Jahre schrieb, den Einwand machte, daß es

ihn wundere, daß er sich eine solche trockene und an Begebenheiten so arme Zeit zum ersten Gegenstande seiner Bearbeitung wählte: Ich nahm diese Periode vor, weil ich in meiner Darstellung nichts der Sache, sondern Alles meinem Talente zu verdanken haben wollte. Dadurch, fuhr er fort, hat Johannes von Müller seinen Ruf gegründet. Die Schweitzer-Geschichte hat nicht die großen Partieen, die der Stoff darbietet, welchen Robertson, Hume und Gibbon bearbeiteten, allein sie hat Partieen, wo der Geschichtschreiber das Architektonische seiner Kunst aufzeigen kann, und das ist es, wodurch Johannes von Müller stets bei Kennern, wie ein Thucydides *), der Mit- und Nachwelt unsterblich bleiben wird.

*) Man vergleicht Johannes von Müller oft mit Tacitus. Indeß möge er in seinem Vortrag zum Styl des Römers sich hinneigen, das Ganze seines Tableau ist doch vielmehr Thucydides Darstellung der Fehden der kleinen griechischen Staaten ähnlich.

So sprach Woltmann von Johannes von Müller. So erkennt ein Talent das andere an. So spricht der, den die Bescheidenheit und Wahrheit belebt. Sein Urtheil habe ich hier beigebracht, um es gegen jene ephemeren Schreier vernehmen zu lassen, die Johannes von Müller den kleinsten Lorbeerreis gleichsam entwinden wollen.

Ohnfehlbar war es der Mangel an Aufnahme, den Woltmanns historische und politische Schriften fanden, welche ihm seine historischen Studien verleidete, und ihn veranlaßte, in die Gefilde der Phantasie sich hinein zu versetzen, und zu dichterischen Arbeiten zurückzukehren, die er in jüngern Jahren mit Erfolg produzirt hatte. Er konnte dies um so mehr, da die Einkünfte von seiner diplomatischen Stelle sich zusehends vergrößerten. Ganz sich hingegeben, sich selbst überlassen, hatte seine Phantasie die Flamme ergriffen, die sich endlich seinem Herzen mittheilte, und

ihn zum wärmsten Verehrer der Weiber aufstellte.

Indeß Woltmanns zunehmende Korpulenz hinderte ihn an jener Beweglichkeit und Gewandtheit, die ein solcher Herzenshang erfordert, um mit glücklichem Erfolg und mit Lorbeer gekrönt oft heimzukehren, und daher mochte es wohl gekommen sein, daß er sich fixirte d. h. heirathete.

Es scheint, daß Woltmann größtentheils die Muse, die ihm seine diplomatischen Geschäfte ließen, seiner Gattin gewidmet hat, ihren Geist zu bilden, ihre Produktionskraft zu beleben, und mit ihr im Gebiet der Phantasie zu wetteifern. Die erste Frucht dieses ehelich-geistigen Verhältnisses hat sich schon in einigen Bänden romantischer und versifizirter Aufsätze, die „Carl und Carolina Woltmanns Schriften" überschrieben sind, der Welt gezeigt.

Es ist Schade, daß Woltmann seine Geistesthätigkeit in die Phantasie versenkt hat. Wäre er beim historischen Fache geblieben, so hätte Deutschland vielleicht in seiner Gattin den ersten weiblichen Historiographen gehabt. Doch vielleicht fürchtete er, mit seinem ernsthaften Fache einem liebenswürdigen Weibe eckig zu erscheinen, und sie von sich eben so schnell abzustoßen, als er sie angezogen, kurz seine Gattin von sich zu scheuchen, die mit einer gewissen entschiedenen Festigkeit das Eheband sowohl zu knüpfen als zu lösen verstand. Oder vielleicht wollte er seiner Gattin in seiner Person den Dichter ersetzen, den sie um ihn Preis gegeben.

Karl Julius Lange.

Selten pflegen die Paschas und Beys, wenn sie aus den entfernten Provinzen an den Hof ihres Schachs oder Sultans zurückkehren, ohne irgend eine Merkwürdigkeit in ihrer Begleitung zu erscheinen. Gut dressirte Sklaven, reizende Odaliken, wunder kleine Zwerge oder auch komisch kurrige Affen sind es gewöhnlich, die dem Volkshaufen die Rückkehr eines lange entfernten Großen nach der Hauptstadt verkündigen.

Karl Julius Lange ward im Jahr 1804 vom Minister von Hardenberg Berlin präsentirt, als er aus den fränkischen Provinzen nach dieser Hauptstadt versetzt ward. Durch die Protektion dieses Ministers fand Herr

Lange Zutritt in alle Klubbs und Zirkel, wo er bald durch die Gerüchte von seinen sonderbaren Schicksalen, die man sich über ihn in die Ohren raunte, zu einem Gegenstande der Neugierde wurde.

Man erfuhr nehmlich, daß Herr Lange ein Braunschweiger Jude von Geburt sei, und von seinen Aeltern ein ziemliches Vermögen ererbt hatte, das aber bald durch leichtsinnige Handelsspekulationen und ein wüstes Leben zersplittert ward. Er entfernte sich aus seiner Vaterstadt, und irrte in der Welt eine Reihe von Jahren umher. Ein längerer Aufenthalt in England erwarb ihm einige Kenntniß der Sprache und Litteratur dieses Landes. Von Natur mit einem gewissen Grade von Keckheit und mit dem Talent versehen, sich ein gewisses wichtiges und bedeutendes Ansehen zu geben, faßte er nun den Entschluß, nach Deutschland als Engländer zurückzukehren. Er durchzog alle bedeutenden Haupt-

städte, wobei auch Berlin nicht von ihm übergangen ward, und produzirte sich durch englische Deklamatorien, in denen er die wichtigsten Passagen aus brittischen Dichtern rezitirte. Diese Fundgrube mochte ihm wohl versiegt sein, und er verlor sich in sein Nichts.

Hier mochte Herr Lange wieder Zeit gewonnen haben, zu sich zu kommen, und sich eine andere Bestimmung zu wählen. Er warf sich nun in die Carriere der publizistischen Schriftstellerei, und trieb vorzüglich sein Wesen in den oberdeutschen Provinzen, bis er endlich in Baireuth sich niederließ, wo er einige Zeitlang ein politisches Blatt schrieb, welches ihm aber das Schicksal zuzog, daß er, auf Nachsuchung des kaiserlichen Hofes, wegen einiger gegen ihn in demselben gebrauchten unglimpflichen Ausdrücke, von der preußischen Regierung daselbst, an deren Spitze Hardenberg stand, eingezogen und einer Untersuchung unterworfen ward.

Gewisse Verbindungen, die er durch seinen Uebergang zum Christenthum und eine Heirath in eine gute Familie in Baireuth, sich erworben hatte, brachten es endlich dahin, daß er seines Gefängnisses entlassen ward, und sich der Theilnahme Hardenbergs empfohlen fand, und so sah er sich durch die Gunst des Ministers nach Berlin in sein Departement versetzt.

Einem Mann, der durch die mannigfaltigsten Schicksale sowohl hinter der Welt als mit ihr gelebt hatte, und außerdem noch das Talent besitzt, mit einigen flachen und faßlichen Gemeinplätzen um sich zu werfen, war es ein Leichtes, in den Klubbs und Zirkeln sich das Ansehen eines geistreichen Kopfes zu geben, und bei seiner leichtsinnigen Denkart auch bald zu dem Glauben überzugehen, daß man ihn dafür hielt.

Diese Ueberzeugung war hinreichend, in ihm den Kitzel des Publicisten aufzuregen,

und nun ward er hingerissen von dem Vorsatz, der Redakteur eines periodischen Blattes zu werden. In einem Zeitraum von zwei Jahren begann er deren drei, die aber bald, theils wegen des Mangels an eigenem Talent des Herausgebers, theils auch wegen der Beschränkungen der Censur, denen er unterworfen war, in ihr Nichts zurücksanken.

Beim Ausbruch der Spannung zwischen Frankreich und Preußen glaubte Herr Lange eine Gelegenheit zu haben, sein Journalistisches Talent geltend machen zu können, und die Regierung bewilligte ihm den Antrag, ein politisches Blatt herauszugeben, welches nun unter dem Titel „der Telegraph" erschien, und förmlich den Ton gegen die französische Regierung anstimmte.

Die unglücklichen Folgen des Friedensbruches zwischen Frankreich und Preußen, der Verlust der Schlacht bei Jena und die

Annäherung der Franzosen nach der Hauptstadt, erweckten bekanntlich in allen politischen Federhelden ein panisches Schrecken. Merkel, Cölln, Mächler und Mehrere ihres Gelichters suchten ins Weite ihre Rettung. Nur unser Lange blieb auf seinem Posten.

Si fractum illabitur orbis
Impavidum feriunt ruinae.

Er war der Einzige, der von der richtigen Idee seiner Tendenz ergriffen war. „Ich, raisonnirte er, bin als Journalist nur ein Organ der Regierung, was diese will, muß ich schreiben. Als ein solches Wesen kann mich eine aufgeklärte Regierung, wie die französische, nicht verdammen. Sie wird mich als ein Ammunitionsstück behandeln, etwa wie eine Kanone, Flinte, Trommel oder Trompete, die sie in des Feindes Gebiet vorfindet, sie wird mich entweder fortführen, oder wie jene gegen ihren Feind gebrauchen,

und als solcher werde ich ihr dienen. Ich bleibe."

Lange hatte sich nicht verrechnet. Die französische Regierung lächelte über die Flucht der sogenannten Federhelden, und zeigte ihnen in der Behandlung, die sie Herrn Lange wiederfahren ließ, wie wichtig ihr jene litterarischen Fledermäuse seien.

Bald erntete Herr Lange den Lohn für seine Wahrhaftigkeit. Man drängte sich nach seinen Blättern, sie wurden allgemein gekauft und gelesen; daß die Parteien darüber in Lob und Tadel sich heiser sprachen, das kümmerte ihn nicht. Herr Lange hat als Journalist seine Pflicht erfüllt. Möchten sie doch Alle so wahrhaftig und offen hervortreten, oder möchte Herrn Langens Beispiel dem Publikum die Augen über die Tendenz aller Journalisten öffnen; möchte sein Verfahren es über-

zeugen, wie sie Alle, die politischen, litterarischen, eleganten und freimüthigen, den Mantel nach dem Winde tragen.

Wir erkennen nun in Herrn Lange, dem wir bis auf den letzten Moment seines Treibens gefolgt sind, einen Mann von einer ausgezeichneten Stärke des Geistes, welche ihn nicht allein immer wieder emporgebracht haben muß, wenn das Schicksal ihn niederdrückte, sondern ihn auch in der Kenntniß seiner selbst immer zu einer höheren Stufe hat hinaufklimmen lassen.

Mit dem Professortitel trat Herr Lange in Berlin auf. Man weiß, was ein solcher Name Jeden berechtiget zu fragen: welchem Fache hat sich denn Herr Lange vorzüglich gewidmet? und in welcher Wissenschaft hat er tiefe Fortschritte gemacht? Diesem ist Herr Lange bisher glücklich entschlüpft. Jetzt, wo

sein Ruf als Organ der Regierung allgemein fest steht, dürfte er jenen Fragen ausgesetzt sein, und er vertauschte daher den Professortitel mit dem eines Hofrathes. Dies zur Nachricht denjenigen, welche glauben könnten, daß Herrn Lange bloß die Eitelkeit dazu verleitet habe, jetzt Hofrath Lange sich nennen zu lassen.

Karl Müchler.

Wer kennt nicht diese phönixartige Ephemere im litterarischen Weltgetümmel, welche periodenweis vor uns verschwindet, und bald als Schmetterling und bald als Bremse, bald als Fliege und bald als Raupe vor uns wieder erscheint. Es wäre ein Wunder, wenn eins der Almanache, Journale und Blättchen, die seit 30 Jahren erschienen, geöffnet werden sollte, und nicht ein Verschen, Anekdötchen von unserem Müchler, gleichsam wie salva venia die Spuren der Ausleerung jenes Insektenwesens, uns aufstoßen sollte. So geringfügig sie auch erscheinen, so dürfte doch ein litterarischer Löwenhoek und Swammerdam sie nicht vernachläßigen, um uns die Wunder

der Schöpfung in dem Kleinsten ihrer Werke zu erhärten.

Es leben noch wenige Wesen aus der deutschen Dichterperiode des vorigen Jahrhunderts, wo Ramler und Lessing die Kenner des Geschmacks waren. Das war die Zeit, wo die Phantasie der nüchternen Vernunft unterthan war, und die Dichter in ihrem höchsten Rausche den schmalen Pfad der deutschen Verständlichkeit nicht überhüpfen durften. Wie anders ist es jetzt! Jetzt füttern unsere Dichter ihren Pegasus nur mit würzigen, narkotischen und berauschenden Essenzen, die aus Pflanzen der heißesten Zonen abgezogen sind, und muthig sehen wir sie überspringen die Schranken, die einst bestimmt waren, den ungestümen Dichterrausch zu zügeln. Müchler ist einer von denen daher, den unsere neuen Dichter nicht gern in ihren Chorus aufnehmen wollen. Er ist ihnen zu kalt, zu frostig. Indeß regt sich doch noch manches

deutsche Ohr sehr für die Früchte der vergangenen Dichterperiode, und für diese erhebt denn unser Müchler hin und wieder sein Stimmchen mit Wohlgefallen.

Lebensgenuß ist der Standpunkt des Charakters Müchlers. Von ihm ist er ausgegangen, ihn sich zu verschaffen, seiner theilhaftig zu sein, darauf verlor er sich mit seinen Talenten. Er hat deren viel, aber sein Hang nach Zerstreuungen, nach Genüssen aller Art, hat den brennenden Stral des Genius, der in ihm hauchte, gleichsam, wie die Optiker sagen, gebrochen, wodurch er in vielen artigen Farben, aber ohne tiefen Eindruck zurück zu lassen, erscheint.

Sein schönes Dichtertalent, das in der Morgenröthe eines zarten Gefühls oder Geschmackes, das er oft verräth, sich hätte sonnen können, was hätte dies ihm nicht für eine Stelle auf dem deutschen Helikon zu erwerben vermogt, wenn er von demselben einzig

und allein sich hätte beseelen lassen. Allein da es dem jungen und genußbegierigen Jüngling vielleicht nicht schnell genug erkleckliche Früchte trug, so mußte das Talent, das in freier Wirksamkeit sich nur entfaltet, sich nach seiner Neigung fügen.

Anstatt den Musen zu huldigen, drängte er sich ins Geschäftsleben. Sein angenehmes Aeußere, sein brillanter Witz, und savoir faire ließen ihn bald in verschiedenen Departements Fuß fassen, und diese komplizirte Wirksamkeit verschaffte ihm von allen Seiten eine erkleckliche Einnahme, die aber, seiner genußgierigen Natur nicht genügend, ihn nicht abhielten, auch die Wirksamkeit seines Genies als ein Geschäft zu betreiben. Außer einer unzähligen Menge Journale, Wochenschriften, Zeitungen, Almanache, die er redigirte, kompilirte, edirte, irren von ihm eine Legion anderer Schriften und Brochüren in dem litterarischen Weltgetümmel umher, zu

denen er sich vielleicht nur am Tage des jüngsten Gerichtes bekennen dürfte.

Bei einer solchen zwecklosen Wirksamkeit ist es kein Wunder, daß Mühlers Talent nur ephemerenartig sich erheben konnte. Welche trefflichen Lieder, Fäbelchen und Epigrammen hat er nicht in den großen Dichterstrauß des deutschen Helikons geflochten, die in ihm für immer den Mann von Geist zu verehren seine größten Neider zwingen werden. In dieser Gattung ist er unerschöpflich. Er schlägt nicht derb, sondern sticht mit einer Nadelspitze, die eine elegante Wunde schafft. Es ist die einzige Rache, die er nimmt, und dies macht ihm Ehre. Er braucht und wehrt sich mit dem Talent, das ihm die Natur vorzugsweise verlieh.

Jeder andere, der die Feder so zu führen weiß, wie Mühler, würde Bogen voll schreiben, wenn die Gattin das Band (ob mit Recht oder Unrecht, soll hier nicht ent-

schieden werden) löst, das ihn an sie fesselte, um in den Armen eines Andern ein ihrem zärtlichen Gefühl entsprechenderes Gemüth theilhaftig zu werden. Müchler schrieb nur einige versifizirte Zeilen, wodurch er sich wenigstens auf eine elegante Art rächte; elegant müssen sie wohl sein, sonst hätte sie ja die elegante Zeitung nicht aufgenommen.

Kapmann Meier Wolf.

Sonderbar! Täglich hat man Gelegenheit zu bemerken, daß die herrschende Meinung eines Volkes in Glaubenssachen nicht allein, sondern auch die ihm eigenthümlichen Sitten und Sprachen desselben diejenigen bestürmen, welche das Schicksal oder der Eigennutz unter sie aus fernen Landen, wo ein anderer Glaube, andere Sitten und Sprache herrschen, hinversetzt; täglich gewahren wir die Katholiken und Protestanten sich gegenseitig berücksichtigen und bekritteln, wie der Mahomedaner mit Verachtung auf die ganze Christenheit herabsieht. Wenn dies unter Nationen geschieht, welche ihre Meinungen durch die äußersten Mittel, durch Heeresmacht und

Volksmasse, verfechten können, so sage ich, ist es sonderbar, wie es befremden kann, daß man noch jetzt mit solchem Eifer immer gegen die Juden sprechen hört, denen kein Vaterland, keine Heeresmacht zu Gebote steht, ihre Rechte zu behaupten. Mögen die Ideen über Religion die höchste Läuterung erhalten haben, mögen die Rechte des Menschen, abgesehen von dem, was er von seinen Vorderen an Glauben, Sitte und Sprache ererbt, ausgesprochen sein, so steht doch noch im Hintergrunde fest, das was dem Menschen als Menschen immer eigenthümlich bleiben wird, seine Selbstsucht, sein Streben, sein Haschen nach Genüssen, und er wird denjenigen Menschen immer mit scheelsüchtigen Blicken neben sich genüßen sehen, der durch Glauben, Sitte u. s. w. ihm als eine von ihm verschiedene Gattung erscheint.

Abgesehen von der Frage, ob der Jude der Organisation des Staates schädlich oder

nützlich sei, so kann man doch mit Gründen voraussetzen, daß die Stimmung gegen dies uralte Volk bei weitem nicht mehr in dem Grade vorhanden ist, als im vorigen Jahrhundert. Nichts beweisen die litterarischen Schreier, die seit einigen Jahren in dem Judendruck das Lieblingsthema ihres Federkiels aufgestellt. Eben weil sie durch Publizität den Haß und den Neid gegen jenes Volk aufregen wollen, beweisen sie, daß die Volksmasse im Allgemeinen von den Vorurtheilen gegen Juden zurückgekommen oder daß sie um Vieles eingeschläfert seien.

Es ist nichts natürlicher, als daß politische Schriftsteller immer den Haß gegen Juden am deutlichsten aussprechen. Sie, die bei jedem Stande, jedem Gewerbe, die sie im Auge haben, auf dem Wege der Erfahrung die Quelle seines Wohlstandes berechnen, sehen sich bei den Wegen, die der Jude dazu einschlägt, von allen Seiten verlassen, und sie

hypothesirten Dinge, die nicht in Wahrheit gegründet sein können. Wie wär' es möglich, daß ein Volk von so viel Millionen sich überall so viel tausend Jahre hätte erhalten können, wenn es bloß durch Betrug, Wucher und Gewissenlosigkeit sein Fortkommen versucht hätte?

Allein wenn man bedenkt, daß der Jude von allen Erwerbsquellen abgeschnitten ist, daß ihm der Geldhandel als solcher vorzugsweise verliehen war, so muß sich das Räthsel bald lösen, woher es kommt, daß gegen den Juden solcher Verdacht gegen seine Handlungsweise rege wird.

Geld ist der Repräsentant aller Dinge, und der Besitzer desselben ist gleichsam derjenige, welcher das primum mobile alles Getreibes und Verkehres desselben in Händen hat. Fügt man noch hinzu, daß man über die Gesetze und die Zirkulation desselben vielleicht noch jetzt nicht im Reinen ist, und daß man daher voraussetzen kann, daß der Jude

in Hinsicht der Anwendung desselben, da es seine einzige Erwerbsquelle war, und in die Kombinationen seines Einflusses tiefer eingedrungen ist, als jeder Andere, so darf man sich nicht wundern, daß es überall den Juden gelingen muß, im größeren Verhältniß den Besitz des Geldes zu erlangen, und daher auch eines mächtigen Einflusses sich zu versichern.

Daran sind die Juden nicht Schuld, das liegt an den Regierungen. Man hätte schon längst den Juden alle Erwerbsquellen öffnen sollen. Es würde ihnen theils eine Entschuldigung für ihr habsüchtiges Haschen nach dem Mammon fehlen, theils würden sie, da sie wie alle Menschen organisirt sind, sich in ihrer Wirksamkeit theilen, wenn ihrer Kraft die verschiedenen Pforten des Erwerbes offen stehen sollten. Was bis jetzt seit Kurzem von Frankreich aus geschehen, hat schon einigen guten Erfolg gehabt.

Indeß kann man nicht bergen, daß der Großtheil der Juden uns noch immer das Contour seiner ganzen Denk- und Handelsweise aufstellt. In keinem Juden mag es vielleicht so personifizirt in die Augen springen, als in dem Krösus Berlins, Liepmann Meier Wolf.

Von armen Aeltern geboren, und ein halbes Jahrhundert hindurch bloß beschäftigt, einen Beutel dem andern hinzuzufügen, konnte es nicht anders der Fall sein, als daß sein Gefühl für Alles im Alter abgestumpft werden mußte, was nicht Beziehung auf den Besitz seines Geldes hatte. Was ihr um ihn seht, sein schönes Haus, sein schöner Garten, sein schönes Möbel, kurz der Glanz, der ihn umgibt, verleiht uns nicht den Ausdruck von seiner Empfänglichkeit für Eleganz und Wohlleben, sondern dieser Prunk gleicht dem Moussiren einer Champagnerflasche; der Ueberfluß des Geldes nahm seinen Ausweg auf die ihm nichtigen Dinge des Glanzes.

Wenn ihr die Großen des Reiches, Minister, Räthe, bei ihm eingeladen sehet, so geschieht dies nicht, aus ihrem Umgange das Gewebe des Staats kennen zu lernen, sich über die Verhältnisse seiner Theile zu unterrichten, mit ihnen einen Ideenwechsel zu erhalten, oder sich das Ansehen eines Mannes von großen Verbindungen zu geben, sondern es ist wieder ein Ueberfluß des Geldes, das ausströmt. Die großen Unternehmungen des Staats vermag er durch seine Hunderttausende vorzubereiten, dies führt ihn mit den Männern, die an der Spitze desselben stehen, zusammen. Bei diesen Unternehmungen läuft er eigentlich Gefahr, oder steht ihm bevor, einen ihn kitzelnden Gewinn zu erhaschen, darum fetirt, ladet er sie zu sich ein. Ist das Geschäft beendigt, so bleiben die Einladungen aus.

Vernehmt ihr in den Zeitungen und Tageblättern, daß er Hunderte den Armen je-

des Glaubens vertheilt, so ist es wieder ein Ueberfluß des Geldes, das bei ihm ausströmt. Es ist wahr, er hilft den Armen, der Staat muß in ihm die Mine schätzen, die er für seine Armen an ihm hat, allein er gleicht hierin eben der Mine; sie bietet das edle Metall dar, und weiß nicht, welche Wohlthat sie damit erzeugt; sie gibt es, weil sie es nicht mißt, und immer noch eine goldreiche Mine bleibt.

Bei dem großen Vermögen, das ihm das Schicksal werden ließ, sieht er gleich einer unbearbeiteten Mine seinen Geldhaufen in seinem Schoße mit jedem Tage wachsen. Dies ist der einzige Lebensfunken, der sich in ihm regt; von Lebensgenuß weiß er nichts, einen Tag wie den andern sieht man ihn mit seiner Gattin, wie Philemon mit seiner Baucis, ein einfaches und nüchternes Mahl verzehren. Das Auge, diese personifizirte Goldmine, ruht nur mit einiger Anhänglichkeit auf die

Adern, die einst sein Geld aufnehmen werden, das sind seine Kinder und Enkel.

Ihn fesselt kein Freund, mit dem er jene Gefühle theilen sollte, die die Erinnerung an die Vorzeit, der Eindruck der Gegenwart und die Hoffnung und Ahnung der Zukunft in einem jeden Vernünftigen rege erhalten. Ihn erfreuen nicht die glänzenden Funken des Geistes, mit welchen der Denker und der Künstler das träge Leben eines Millionairs wohlwollend zu ermuntern vermögen. Der Künstler oder Gelehrte, sei er auch Jude, weiß nichts von seinem Wohlwollen, und kennt weder seine Tafel noch seinen Wein.

Dies ist das Bild, das ich aus den Aeusserungen eines seiner unbefangenen Glaubensgenossen von ihm aufstellte. Diese Plutomanie beherrscht die Stockjuden mehr oder weniger, fügt er mir noch hinzu, indeß schwindet sie schon eines Theils in ihren Kindern. Wolfs Kinder und Enkel z. B. sind bereits

empfänglicher für Weltgenuß, in ihnen sieht man schon die Keime der menschlichen Gefühle sich entfalten, und Empfänglichkeit für das sich regen, was man das Schöne und Gute und Wahre nennt.

Gottlob! rief ich ihm zu: nun haben doch die Gelehrten und Künstler und Gesellschaftsgenies eures Glaubens Hoffnung, in ihnen die Mäzenaten zu sehen, oder zum wenigsten die Lukulle, an deren Tafel sie in Leckerbissen und Champagner ihre Geistesanstrengungen und ihre Talentäußerungen restauriren können.

Irren sich stark! erwiedert er mir naiv. Die christlichen Gelehrten und Künstler und Schmarotzer verpassen uns den Weg.

Wie?

Nun! nun! die kreuchen überall umher, und bringen unter die ganze Christenwelt ihre Herrlichkeit.

Friedrich Heinrich Himmel.

In einer kleinen Provinzialstadt und von unbemittelten Aeltern geboren und erzogen, ward Himmel für den Predigerstand bestimmt. Kaum hatte er seine Studien vollendet, so mußte er sich nach Potsdam begeben, um zum Antritt einer Feldpredigerstelle das Examen zu bestehen. In dem Kreise der ersten Talente der königlichen Kapelle, welche damals in Potsdam lebten, wo Friedrich Wilhelm II. den größten Theil des Jahres sich aufhielt, machten die unbefangenen Aeußerungen seiner musikalischen Talente solches Aufsehen, daß endlich dem Könige etwas davon zu Ohren kam. Er ließ den jungen Künstler vor sich kommen, der ihn durch sein

vorzügliches Spiel auf dem Pianoforte in hohem Grade für sich sofort einnahm. Er mußte oft vor ihm erscheinen, und der Monarch überzeugte sich endlich als Kenner von seinem Talent. Er ernannte ihn zum Kapellmeister, sandte ihn auf Reisen und setzte ihm eine ansehnliche Besoldung aus.

Es darf nicht befremden, wenn durch den schnellen Wechsel der Lage eines solchen Talents, wie es Himmel verrieth, die ganze Denk- und Handlungsweise desselben eine andere Richtung erhielt. Himmels Bestimmung als Theologe, seine beschränkten Einkünfte, Alles vereinigte sich bei ihm, den genialischen Funken, der in ihm glimmte, gleichsam einzuschließen. Wenn er verhindert ward aufzulodern, so mußte er natürlich an intensiver Kraft gewinnen, und es bedurfte nur einer leisen Nachgiebigkeit, so mußte er mit einer Flamme hervorbrechen, die ihn nicht allein aus dem ganzen System von Em-

pfindungen und Ideen herausriß, welche ihn zügelten, sondern ihn auch in dem Grade berauschte, daß er darüber jeden festen Standpunkt verlor, aus welchem der Künstler in der Gesellschaft als ein Mann von Erziehung und Talent sich geltend zu machen berufen ist.

Himmels schneller Glückswechsel, die Gunst, deren ihn einer der ersten Monarchen würdigte, die Huldigung, welche er sich durch seine Talente in ganz Europa erwarb, und die ansehnlichen Früchte, welche er davon erntete, Alles vereinigte sich, sowohl seine Eigenliebe in hohem Grade aufzuregen, als auch seiner Empfänglichkeit für die Freuden des Lebens eine rasche und ungezügelte Entwickelung zu verleihen. Eigentlich gibt es daher keinen festen Punkt in Himmels Karakter, aus welchem man für seine Handlungen einen Faden haben könnte. Er ist ein Kind des Launenspiels. Die Aeußerungen seiner Talente sind mehr Früchte seines genia-

lischen Feuers, als des Studiums und des planmäßigen Fleißes, und sein Hang zu Lebensgenüssen ein Mangel an einem Vorsatz, sich auf eine seinem Berufe angemessenere Art zu beschäftigen.

Der Strudel von Genüssen, und der Beifall, den sein Talent sich verschafte, haben ihn in dem Grade hingerissen, daß er nicht Zeit behielt, den Mangel an Welt und Erziehung sich zu ersetzen, der ihm von seiner frühern Bestimmung anklebte. Es darf daher nicht befremden, wenn Himmel in seinen Sitten und Aeußerungen ungezügelt, hochmüthig und launig sich oft zeigt. Er stellt das dem Auge der Welt dar, was ein großer Theil von Künstlern, vermöge einer größeren Besonnenheit, zu verbergen weiß.

Aus dieser seiner Karakterhaltung läßt sich ermessen, daß Himmel auch nicht Beharrlichkeit genug hat, in seinem Fache um sich zu sehen, und er daher seinem Talente

eine höhere Stufe anweist, als ihm der Kreis der Künstler zugestehen mag. Diese Vorstellung von seiner Größe als Künstler, die sich in ihm in einem höheren Grade noch vergegenwärtigte, als er einige seiner Kompositionen mit einer gewissen Nachsicht aufgenommen fand, veranlaßte ihn, in seinen Aeußerungen, in seiner Haltung, kurz in seinem Betragen eine gewisse Ungebundenheit zu affektiren, die ihm zur zweiten Natur ward. Nach Aufführung seiner Kantate auf den Tod des Beförderers seiner Talente, Friedrich Wilhelm II. erhielt er den folgenden Tag von des jetzigen Königs geheimen Kämmerier ein Schreiben des Inhalts: „Da Se. Majestät ihr Wohlgefallen über die von Herrn Himmel aufgeführte Musik an den Tag zu legen wünschten, so wollen Höchstdieselben bei ihm anfragen lassen, ob es dem Herrn Himmel angenehmer wäre, eine goldene Tabatiere oder 100 Stück Friedrichsd'or als Beweis ih-

rer Theilnahme zu erhalten." Himmel erwiederte: daß der Beifall des Königs ihm die größte Belohnung wäre, indeß was das gnädige Anerbieten betrifft, so frage er seinerseits an, ob man nicht beides zu vereinigen und die erwähnten 100 Friedrichsd'or in die goldene Dose hineinzulegen geruhen dürfte?

Dieses sein unbefangenes Benehmen, wenn es in den Gränzen des Anstandes bleibt, ist sehr belustigend, und es erwarb ihm einen öftern Zutritt zu der Königin, der seine Liederkompositionen eine gewisse Vorliebe für ihn eingeflößt hatten, und vor welcher er seine Schwänke durch sein hinreißendes Klavierspielen zu würzen oft Veranlassung erhielt. Dieser ausgezeichneten Gunst, in den Kreis einer liebenswürdigen Königin zugelassen zu werden, wußte Himmels Eitelkeit gar keinen festen Standpunkt anzuweisen, und sie veranlaßte ihn oft zu der Aeußerung: „der Hof, vorzüglich die Königin, kann nicht ohne mich leben."

Gegen keinen seiner Kunstgenossen war er so eifersüchtig, als gegen den Kapellmeister Reichardt. Gewöhnlich pflegte Reichardt um die Karnevalszeit nach Berlin zu kommen, um entweder bei einer seiner alten Opern oder einer von ihm neu komponirten zu dirigiren. Seine Wiedererscheinung am Hofe und im Publikum, wo er als einer der geschätztesten Künstler und unterhaltendsten Gesellschafter eine allgemeine Theilnahme veranlaßte, erregte Himmeln immer eine gewisse Besorgniß um die vortheilhaften Eindrücke, die er gemacht zu haben glaubte, und dies reitzte ihn oft zu unbesonnenen Aeußerungen über seinen Nebenbuhler, die Reichardts Verehrern endlich, als eines Jahres während des Berliner Karnevals auf Himmels neu komponirte Oper Vasco di Gama Reichards Rosamunda auf der Bühne mit einem großen Erfolge erschien, zu folgenden Epigrammen Gelegenheit gaben:

Der Schöpfer Rosamundens sprach: es werde!
Und sieh! der Himmel fiel anbetend hin zur Erde.

Indeß solche Ausfälle betrachtete Himmel als eine Aeußerung seiner Neider, denen er mit der großen Menschen stets eigenthümlichen Kälte begegnet. Es macht ihn in seiner Meinung keinesweges irre, daß er zu den größten Virtuosen gehört, und zum wenigsten in Berlin ihm keiner gleich zu setzen wäre. Während einer zwischen ihm und dem Musikdirektor Seidel stattgefundenen Spannung sagte Himmel: „der Mensch ist so stolz, weil er mit mir an einem Orte (Treuenwriezen) geboren ist.“

Indeß muß man einräumen, daß wenn Himmel durch seine bisherigen Kompositionen der Welt als ein genialischer Kopf bekannt ward, er durch seine Oper Fanchon sich auch in die Reihe der verdienten Künstler versetzte, welche es erhärtet, daß der Deut-

sche in der sogenannten Konversationsmusik den Franzosen nicht nachstehen dürfte.

Die allgemein günstige Aufnahme seiner Oper Fanchon, und der erkleckliche Ertrag, dessen sich Himmel davon zu erfreuen hatte, mußte aber natürlich seine Vorstellung, die er von seinem eignen Werth hatte, in höherem Grade in ihm rege werden lassen, und ihm den Glauben aufdringen, daß er in seinem Talent eine unerschöpfliche Geldquelle für seinen Beutel besitze. Er wähnte sich nun in der größten Unabhängigkeit von allen Verhältnissen, und dies verleitete ihn sowohl zu Aeußerungen und Handlungen, die in höherem Grade seine Sonderbarkeit ausdrückten, als auch zu einer glänzenden Lebensart, die bei weitem seine Einnahme überstieg.

Ueberall wo Himmel erschien, es sei am Hofe oder in sonst gebildeten Zirkeln, stand er wie ein Unicum da. Sein Benehmen,

seine Aeußerungen, seine ganze Haltung zeichneten sich in dem Grade aus, daß man ihn als ein Wesen betrachtete, das über oder unter aller Konvention stünde. Man horchte auf ihn, belachte seine Einfälle und verlachte seine Ausfälle. Es war zu der Genesungsfeier des Prinzen Ferdinand, wo am Hofe einige pantomimische Tänze, die bei derselben aufgeführt wurden, einstudirt werden sollten. Himmel war beauftragt, die Musik zu dirigiren; bei dieser Gelegenheit ward er zur königlichen Tafel gezogen. Beim Niedersetzen fragte der Hofmarschall, auf Befehl des Königs, Himmel: was er trinken wolle?

„Champagner!" rief Himmel laut. „Gleich!"

„Von der Suppe an?" fragte der Hofmarschall.

„Gehorsamst aufzuwarten." war Himmels Antwort.

Der Champagner ist sein Lieblingstrank. Der hohe Preis dieses Getränkes hält ihn keinesweges ab, nicht allein seine Person, sondern auch seine Freunde reichhaltig damit zu bewirthen, die seiner Eitelkeit vielfältig desfalls zu schmeicheln sich bemüheten, wenn sie um ihn her an der Table d'hôte, wo er zu speisen pflegt, sich versammelten.

Eines Tages überraschten sie ihn mit einer Huldigung, die Himmels Eigenliebe äußerst schmeichelhaft war. Sie stellten im Speisesaal seine Büste mit Lorbeern und Blumen bekränzt auf. Bei diesem Anblick rief Himmel in Extase: „so erlebe ich endlich meine Apotheose!" und wie ein höheres Wesen lohnte er, statt des Nektars, mit Strömen Champagnerweins die ihm wiederfahrene Verehrung. Durch diese Großmuth, mit welcher Himmel Schmeicheleien belohnte, sammelte er um sich einen sogenannten Kreis

von Parasiten, die sich seine Freunde nannten, und die, um seine Liberalität gegen sie in einem beständigen Fieber zu erhalten, jede Gelegenheit nicht versäumten, wo sie ihres Lukullus schwacher Seite beizukommen vermochten. In ihrer Mitte ward jeder Einfall Himmels als genialisch bewundert, und jede seiner Kompositionen vergöttert, so wie sie es waren, die bei jeder Aufführung derselben im Theater am lautesten mit Hand und Mund den stillen Beifall der Kenner oder den bescheidenen Tadel überrauschten, und endlich ihn eines Glückes theilhaftig werden ließen, dessen sich vielleicht noch kein Komponist zu erfreuen hatte. Es war an dem Tage, wo seine Oper Fanchon im Berliner Schauspielhause zu seinem Benefiz gegeben ward. Am Ende desselben ward Himmel herausgerufen, und erschien an Bethmann-Clairons Seite. Kaum war er hervor getreten, so flogen ihm von mehrern Seiten Sonette,

Madrigale, Rondeaus und ein ganzes Blumenbeet entgegen nach dem Takt eines wilden und rauschenden Beifallrufens und Klatschens.

Bei Himmels Sucht, nicht allein durch seine Talente, sondern auch durch seine Person einen Glanz um sich her zu verbreiten, geht es ganz natürlich zu, daß seine schönen Einkünfte nie mit seiner Ausgabe in Verhältniß stehen, und er daher im Auslande durch seine Talente eine Ernte für seinen Beutel zu ergattern oft suchen muß. Sie blieb ihm selten aus, indeß mochte er sich wohl oft in seiner Erwartung getäuscht gefunden haben. So erzählt man, daß Himmel bei seinem Aufenthalte in Neapel beschlossen hatte, von dort aus die Reise nach Wien anzutreten, weil die Königin von Neapel ihm Briefe an ihren Bruder, den Kaiser Franz II. mitzugeben sich erbot. Himmel hielt sich der glänzendsten Aufnahme in Wien versichert.

Kaum langte er daselbst an, so traf er Anstalt ein Konzert zu geben, und eilte mit seiner königlichen Empfehlung zum Kaiser. Nachdem Franz II. den Brief in seiner Gegenwart durchgelesen, sagte er ihm: „Meine Schwester schreibt mir viel Gutes von Ihnen Herr Kapellmeister.“

„Ew. Majestät“ versetzte Himmel, „sind zu gnädig —“

„Werden sie lange hier bleiben?“ fiel ihm der Kaiser ein.

„Nur kurze Zeit“ erwiederte Himmel. „Nächsten Dienstag werde ich ein Konzert geben, wozu ich Ew. kaiserliche Majestät allerunterthänigst einzuladen mir die Freiheit nehme.“

„Danke!“ sagte der Kaiser. „Ich bin halter kein Freund vom Clavierschlagen.“

Seit der Entfernung des preußischen Hofes von Berlin lebt Himmel außer seinem Vaterlande. Ueberall, wo er sein Talent produzirt, wird er den verdienten Beifall einernten. Möge er, mit der Rückkehr seines Königs nach der Hauptstadt, Berlin wieder gegeben werden, wo seine Talente den Freunden seiner Kunst, trotz seiner Eigenheiten, noch manche genußvolle Stunde schaffen werden.

H. H. L. v. Held.

Es gibt gewisse von einem flammensprühenden Geist beseelte Wesen, die, wenn sie von einer großen Wahrheit ergriffen sind, keine Rücksicht auf das, was sie umgibt, ja auf ihre Person selbst nehmen, und von dem Feuereifer, der in dem Kleinsten ihrer Schritte sich ausdrückt, fortgerissen, Alles aufopfern, um sie geltend zu machen. Zu diesen können wir gewiß Herrn v. Held zählen.

Sei es auch, daß Menschen seiner Art, im Hintergrunde ihres Gewissens von der Hoffnung eines schmeichelhaften Erfolges aufgeregt, oft zu einem Opfer ihrer zeitlichen Verhältnisse beseelt werden, so muß man sie doch denen vorziehen, die nur in dem Momente sich be-

rufen fühlen, der Wahrheit laut zu huldigen, wenn sie ihre zeitigen Aussichten oder Verhältnisse bereits schwinden sehen. Diese Letzteren sind Heuchler, die bei jedem Schritte sich umsehen nach der Gegend, die sie verlassen, wohlwollende Blicke und Krokodillenthränen sich aufbehalten, um mit ihrer Theilnahme zu täuschen. Jene kann man aber eigensinnige, unbesonnene Verfechter ihrer Ansichten nennen, die ihren Unwillen nicht unterdrükken können, wenn sie sich nicht gehört finden.

Unfehlbar hat Held bei der Rolle, welche er in der Katastrophe seines Lebens durch die Herausgabe des schwarzen Buches übernahm, diese Karakterseite vollständig verrathen.

Möge auch der Unwille über die Verschleuderung eines großen Theils des Staatsvermögens, von der er naher Zuschauer war, ihn ergriffen haben, so kann man doch nicht den Argwohn unterdrücken, daß er zu dem

kühnen Schritte, es zur Publizität zu bringen, vorzüglich begeistert ward durch die Kränkung, sein Talent nicht nach Verdienst belohnt zu sehen, und von der Aussicht, auf den Trümmern derjenigen einen glänzenden Wirkungskreis zu erhaschen, die jene Mißbräuche unterstützten.

Held bereitete sich bekanntlich ein bedauernswerthes Schicksal. Indeß es scheint, daß es seinen Starrsinn nicht gebeugt hat, selbst in dem Moment, wo ihm, beraubt der Freiheit, und in einem Kerker schmachtend, alle Aussicht zu wirken abgeschnitten war. Und das ist auch folgerecht. Er konnte in Hinsicht seiner Grundsätze keine andere Richtung annehmen, sondern bloß zu einem anderen äußeren Benehmen in der Folgezeit durch sein hartes Leiden veranlaßt werden.

Es geschah auch so ziemlich. Held schwieg, nachdem er nach zweijährigen Leiden seine Freiheit erhielt, bis im vorigen Jahre Cölln

wieder seine Feder in Bewegung setzte, und zwar bei Veranlassung der von Jenem in den Feuerbränden von ihm abgedruckten Aktenstücke aus seinem Prozesse wegen des schwarzen Buches, welches ihm unter Bedrohung lebenslänglicher Festungsstrafe untersagt worden.

Es ist Held nicht zu verdenken, wenn er, um allen Vermuthungen vorzubeugen, als habe er jetzt die Bekanntmachung jener Aktenstücke veranlaßt, mit dem lautesten Unwillen deshalb vortritt, und alle Belege darüber, die ihn in der Hinsicht rechtfertigen könnten, vorlegte, und dem Publikum zeigte, wie und wodurch Cölln zu diesen Aktenstücken gekommen. Es ergibt sich nehmlich, daß der Buchhändler Stiller in Rostock sie im Jahr 1801 von einem gewissen Hofrath Reuschel erkauft, und da er aus gewissen Gründen nicht rathsam fand, sie zu verlegen, so ließ er sie in seinem Pulte liegen, bis bei der Er-

scheinung der Feuerbände ihm ein Stapelplatz sich zeigte, wohin er sie einbringen lassen könnte, um das dafür gezahlte Honorar wieder daraus zu erhalten.

So klar das aus der von Held erschienenen Schrift hervorgeht, so bleibt doch immer noch dem Unbefangenen die Frage: Woher bekam der Hofrath Reuschel die Abschrift? Held antwortet: daß er diesem Hofrath Reuschel, als seinem ehemaligen Freunde, sie in seinem Gefängnisse für den verstorbenen Herzog Friedrich von Braunschweig Oels eingehändigt, der sie durchzulesen wünschte. Gut! Man gestehe ihm zu, daß er sie aus keiner andern Absicht dem H. Reuschel eingehändigt, so war es immer ein leichtsinniger Schritt, den er that, und bei einigem Nachdenken hätte er doch, da ihm, als er nach der Festung zu zweijährigem Arrest abgeführt wurde, angedeutet ward, keines der Aktenstücke seines Prozesses bei angedroh-

ter lebenslänglicher Festungsstrafe zur Publizität zu bringen, erwägen können, daß von den Aktenstücken, die er dem Hofrath Reuschel eingehändigt, eine Abschrift genommen worden sein dürfte, und solche öffentlich erscheinen könnten. Held sagt zwar, daß Reuschel die Aktenstücke nur 24 Stunden in Händen hatte, er konnte daher nicht vermuthen, daß er eine Abschrift davon genommen. Indeß jetzt zeigt sich eine solche Abschrift, und es steigt daher die Vermuthung hervor, daß Räuschel länger jene Aktenstücke hatte.

Held hätte sich nur von aller Theilnahme an Reuschels Benehmen lossagen können, wenn er bei seinem Abgange zur Festung seinen Richtern angezeigt hätte, daß er jene Aktenstücke aus den Händen gegeben. Er kann wohl erwiedern, daß er gefürchtet hätte, seine Lage dadurch zu verschlimmern, das mag sein; indeß wie er sich jetzt über sein Verhält-

niß mit Reuschel vernehmen läßt, steigt immer der Argwohn hervor, daß er in seinem Karakter eine gewisse Eigenheit verräth, seine Absichten auf jedem Wege durchzusetzen, und sich als einen Mann darzustellen, der, um sie zu erreichen, weder gegen sich noch gegen Andere Schonung zu beobachten weiß.

Wäre dies nicht Helds herrschende Karakterheit, so ist es nicht zu erklären, wie er in dem Schicksale, das Zerboni, Contessa u. s. w. traf, mit denen er in Verbindung stand, und welche ihm schon bei den sogenannten Routiniers keine sonderliche Empfehlung war, wie er in dem Schicksale derselben nicht ein lebhaftes Bild von den schädlichen Wirkungen sah, die ein allzu lebhaft sich äusserender Feuereifer in gewissen Verhältnissen haben kann.

Anstatt aber über sein ehemaliges Verhältniß mit jenen Opfern ihrer Meinungen einen Schleier zu werfen, war es vielmehr Held,

der sich selbst damit brüstete. So erzählt man z. B., daß als der General R*** während seiner Inspektionsreise nach Brandenburg kam, und von dem dortigen Obersten zur Besichtigung des Arbeitshauses umhergeführt ward, auch Held, der dazumal dort als Professor bei der Ritterakademie angestellt war, eben gegenwärtig war. Sein stolzes Benehmen mag R***s Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, er fragt daher den Oberst nach ihm, und kaum erfährt er, daß es Held sei, ruft er ihm zu: Sind sie der Herr von Held, den man allgemein als einen Freund der Zerboni, Contessa, Leipziger u. s. w. ausgibt? Das bin ich, erwiderte Held, und ich bin stolz darauf, mich zu den Freunden dieser Männer gezählt zu hören. Nehmen Sie sich in Acht, fiel ihm aufgebracht R*** ein, daß man Ihnen nicht diesen Stolz zu hoch anrechnet. Der Oberst, ein alter und vielleicht etwas beschränkter Mann, hört von Stolz:

Ja, Ihre Excellenz haben Recht, fuhr er fort, an Stolz fehlt es ihm nicht; vor mir gehen Sie oft vorbei, Herr v. Held, ohne den Hut abzuziehen. Das hat seinen Grund; wer wird einem solchen Greise nicht die kleinste Mühe sparen wollen, wenn es auch nur die des Dankens wäre? erwiderte Held mit spottendem Tone und verschwand. Kurz darauf ward Held nach Berlin versetzt. Er gerieth auf die Idee, das schwarze Buch drukken zu lassen, und dies hatte die Folge, daß R***s Weissagung in Erfüllung kam.

Theodor Heinsius.

Wenn unsere deutschen Gourmands es ihrem Volke zum Vorwurfe machen, daß ihre Köche die Kombinationsgabe nicht besitzen, welche die Speisekünstler jenseits des Rheins inne haben, daß es ihnen an Gewandtheit und Erfindungsgabe fehlt, und daß ihnen in allen ihren Ausstellungen der französische Koch zum Muster dient, so werden doch die ewigen Tadler gestehen, daß es in andern Fächern den Deutschen nicht an gewandten Geistern fehlt, die in ihren Produktionen die Kombinationsgabe der Deutschen retten.

Zu diesen gehört gewiß Herr Theodor Heinsius, der als Sprachkünstler, welches wohl von Sprachlehrer und Sprachforscher

zu unterscheiden ist — die deutsche Sprache bereits uns in so vielen Gestalten, Formen und Saucen, wie die französischen Speisekünstler e. g. die Artoffeln — wie Herr Buchholz zu schreiben beliebet — zu präpariren weiß, und bisher noch immer die geduldige Stärke seines Geistes darauf verwendet, neue Kombinationen aufzustellen, wie er in seiner eben erschienenen neuen Sprachlehre, betitelt „Teut," des Weitern erhärtet hat.

Herr Heinsius ist auch ein guter Schulmann, er führt den Baculus trotz einem Orbilius, nur Schade, daß er auch in der litterarischen Welt immer auf einem erhabenen Sitze oder an der Spitze einer Anstalt stehen und daher als Redakteur eines Journals oder einer Zeitung sich produciren will, welches, wegen der Unbehülflichkeit und Dürre, die er bis jetzt in dieser Hinsicht verrieth, ihm schon längst das Bewußtsein hätte geben sollen, daß er nicht in seinem Gebiet ist.

Sein letztes Gericht der Art, mit welchem er das Publikum bewirthet, gab er unter dem Namen „der Hausfreund" heraus. Ein Hausfreund ist aber, wer für ein Haus amüsant ist, indem er in dem andern Langeweile erregt. Herrn Heinsius Hausfreund hatte das Schicksal, recht häufig sehr langweilig gefunden worden zu sein.

Er kam zwar auf den Einfall, durch etwas von dem in seinem Auge geschienenen sublimirten Talent der Weltbürgerlichkeit und des Gemeingeistes des nunmehr berühmten Herrn v. Cölln für seinen Hausfreund eine größere Empfänglichkeit einzuflößen, allein es ist bekannt, daß die Ingredienzen dieses starken Geistes von brausender, narkotischer Art sind, die den nüchternen Hausfreund bei einer mäßigen Dosis schon solche unleidliche Frazzen und Sprünge machen ließen, die ihm völlig den Garaus zu Wege brachten.

Seitdem schlummert Herr Theodor Heinsius Redaktionsmanie und dies hat seinem großen sprachkunstschöpfungskundigen Talent einen größeren Spielraum gewährt, denn er hat uns nun während dessen die deutsche Sprache in ein Gericht von 4 Bänden präparirt. Es wäre noch tröstlicher, wenn er 20 Bände das Publikum davon erwarten ließe, zum wenigsten würde man dann die Aussicht haben, sein litterarisches Talent nicht in Asthenie verfallen zu sehen, und in dem Kreise ihn bloß wirksam zu erblicken, worin er als einzig im Reiche der Litteratur figurirt.

Johann Gottlieb Fichte.

Es ist noch kein Decennium, daß die Empfänglichkeit für spekulative Philosophie in Deutschland so laut und bestimmt sich äußerte, daß man hätte glauben mögen, das Zeitalter gehe mit lauter Philosophie schwanger. Für Keinen war diese Stimmung günstiger als für Herrn Fichte. Er lebte damals in Jena, wo er als Kantianer hinkam. Kants Philosophie, ob sie gleich einen außerordentlichen Erfolg hatte, konnte doch nicht, wegen ihrer scholastischen Terminologie, und der Einsicht, welche sie in allen Systemen der Philosophie voraussetzte, ein großes Publikum erhalten, und Herr Fichte versuchte es daher, eine, aus der menschlichen Geistesfunk-

tion, dem Denken hergeleitete Philosophie zu begründen, wobei er der scholastischen Terminologie überhoben zu sein suchte, nach eigenem Gefallen niederriß und aufbaute, und endlich ein Ganzes, unabhängig von jedem philosophischen System, bildete.

Sein Vortrag konnte daher blühend, unbefangen sein, und da er mehrentheils junge Studirende zu seinen Zuhörern hatte, deren Phantasie er dadurch ansprach, so verbreitete sich bald von Jena durch den Mund dieser sprudelnden Jugend, das Gerücht, daß in Fichte der Welt ein neuer Erlöser des Irrthums auferstanden, worin alle Philosophie der Menschheit versenkt wäre.

Dies mußte natürlich das Mistrauen, das in Herrn Fichte gegen seine Ideen noch obwaltete, in ein Vertrauen verwandeln, welches mit solcher Schnelligkeit in ihm tiefer wurzelte, daß jede Bedenklichkeit über seine Unfehlbarkeit gleichsam verdrängt ward.

Von diesem Zeitpunkt an sprach Fichte von sich und seinen Lehren mit einer Anmaßung und Keckheit, in der er noch mehr durch den Beifall bestärkt ward, die ihm ein unbärtiges Auditorium verlieh, so daß er endlich glaubte, der Welt ein großes Licht zu werden, wenn er einige seiner großwähnenden Ideen ihr zum Besten gäbe, welches denn auch in dem längst entschlafenen philosophischen Journal geschah.

Indeß Fichte täuschte sich in seiner Erwartung. Anstatt in ihm den Lehrer zu erkennen, sah die Regierung, unter der er lebte, in ihm einen Verführer und Verbreiter irriger Lehren. Man stellte ihn zur Rede. Dies war Fichten anfangs erwünscht, er fand die Gelegenheit, die Rolle eines Luthers der Philosophie zu spielen, und die Miene anzunehmen, den Bannstrahl gegen seine Lehren mit seinem Blute zu besiegeln. Indeß die Regierung, nicht mehr empfänglich für

Auto da Fee's der Art, begnügte sich, ihn seinem Schicksale zu überlassen. Er mußte den Jenaischen Boden verlassen, den er durch seine Lehre zu heiligen glaubte. Berlin war immer der Ort, wo die gekränkte Geistesfreiheit einen Zufluchtsort fand, und es war also diese Königsstadt, wo Fichte mit seinem Ideenkreise sich hin begab. Er fand eine Aufnahme, die ihm eine tröstliche Aussicht versprach. Neugierde, den Mann zu sehen, der einer Idee wegen seine Ruhe opfert, Eitelkeit, für die Lehren eines Philosophen Empfänglichkeit zu zeigen, denen der Bannstrahl einer Regierung großes Gewicht gab, und der Hang nach Zerstreuung, die man im Umgange mit einem intellektuellen Glücksritter zu erhaschen glaubte, sammelte bald um Fichte ein Heer von Gaffern, Horchern und Müßiggängern.

Fichte glaubte nun ein Terrain gewonnen zu haben, das ihn erklecklich für den

Verlust entschädigen dürfte, den er an seiner unhärtigen Zuhörerheerde in Jena eingebüßt, und er kündigte Vorlesungen an.

Anfangs entsprach Alles seiner Erwartung. Man huldigte mit doppelten Goldstükken den Orakelsprüchen, die er von seinem philosophischen Dreifuß herab zu verkündigen versprach. Die Goldstücke blieben ihm zwar, aber die Zuhörer verschwanden; und er mußte nun die Erfahrung machen, daß es ihm wie jedem Charlatan erging. Es waren nicht seine großen, himmlischen Ideen, die man bezahlt, sondern die unerwartete Zuversicht, Dreistigkeit und belustigende Selbstgenügsamkeit, mit der man einen Philosophen wollte auftreten sehen.

Fichte glaubte in seiner Selbstgenügsamkeit, sich für sein Publikum in seinen ersten Vorträgen, welche der Wissenschaftslehre geweiht waren, zu hoch gestellt zu haben, und versuchte nun, einige Stufen niedriger herab-

zutreten. Er kündigte Vorlesungen über das selige Leben an. Siehe da, das Aushängeschild wirkte.

Berlins Elegante und Elegantinnen drängten sich um ihn, um auf einem ihrer würdigen Wege, auf dem Wege des Philosophen, sich der Seligkeit zu nähern. Indeß es fand sich bald, daß das verheißene selige Leben sich nicht an das Leben der Berliner anschloß. Sie überließen es dem großen Lehrer, und verlebten nach ihrer Weise die Stunden, die sie Vorträgen über die Annäherung zum seligen Leben weihen sollten.

Es kostete unfehlbar Herrn Fichte viel Ueberwindung, sich zu gestehen, daß er sich in seiner Vorstellung von der Empfänglichkeit der Berliner gegen seine Ideen verrechnet. Indeß was war zu thun? Um in dieser Welt zu leben, muß man schon mit ihr leben. Dies war gewiß der Gedanke, der in ihm auflebte, als er sich entschloß, Vorträge über

den Geist der Zeit anzukündigen, worin er bis auf unsere Zeit sich herabzulassen, die Humanität haben wollte. Nun natürlich war diese Wendung, die er nahm, nicht übel. Das homo sum et nihil humani a me alienum puto sollte sich hier erhärten. Wer wünscht nicht, sich und seine Zeit kennen zu lernen.

Mit diesen Vorträgen ist Herr Fichte auch jetzt noch beschäftigt. Es ist zu wetten, daß er den Geist der Zeit nicht aus der Zeit, sondern aus seinem Geiste heraus darstellen wird und es wird ihm ergehen, wie es ihm bisher in seinen Vorträgen ergangen: die Berliner werden eine Gabe Weisheit erhalten, die sie nicht in ihrer Sphäre zu verwenden wissen *).

*) Wir thun Fichte nicht zuviel, denn in einem Journale, das excentrischen Köpfen nicht ungünstig zu sein scheint, heißt es: „Darum ist Fichten und so vielen andern der redlichste Vorsatz der Popularität nicht gelungen, weil sie nicht vor allen Dingen die begriffen, welche begreifen sollten.
Phöbus, 1. Stück S. 52.

Das Traurigste ist, daß die Berliner einer doppelten Undankbarkeit von Fichte angeklagt worden sind; erstlich, seiner Weisheit nicht huldigen zu wollen, zweitens, sie so schwach belohnt zu haben. Wenn anders, wie gezeigt worden, Herr Fichte sich in seinem Ideenkreise herabgelassen hat, so dürfte der schwache Ehrensold, den ihm sein Talent bringt, vielleicht die ersten Klagen auspressen.

Wer Augenzeuge von dem frappanten Eindrucke war, den Fichte's Erscheinung in Berlin machte, wird es bald gewahren, daß Fichte's Ruf daselbst sich überlebt hat. Indeß ist es für den Beobachter äußerst belustigend, hin und wieder auf einen philosophischen roué zu stoßen, der gleichsam wie begeistert von seinem Fichte ist. Es ist nur Schade, daß Bewunderung aus dem Munde solcher Menschen einen Verdacht gegen das Talent selbst erregen muß, und es ist vielleicht nichts dem wahren Talente Deutschlands jetzt

nachtheiliger, als das Lob, das bald ein elegan-
ter Herr, bald ein freimüthiger Renommist
über ihn ausspricht. Es ist nichts fader,
als das Urtheil, die Winke, die solche Men-
schen hinwerfen, in welchen der Konnexions-
geist nicht zu verkennen ist.

Das Schicksal, das Fichten in Berlin
bevorsteht, hat ihn schon längst in der littera-
rischen Welt getroffen. Die großen Namen
eines Schelling, Hegel, Steffens, und wie
sie noch heißen mögen, überflügeln seinen Ruf
und haben es dahin gebracht, daß sie für die
eigentlichen Architekten des Wissens gelten; ob
mit Recht, gehört nicht hieher.

Mag aber Herr Fichte durch seine Phi-
losophie keine tröstlichen Aussichten für sein
Fortkommen haben, mögen selbst die philoso-
phischen Kleinmeister und eleganten Damen
ihre huldreichen Blicke ihm entziehen, so bleibet
Herrn Fichte noch eine der blühendsten Aus-
sichten für sein einstmaliges Auskommen. Er ist

nehmlich im Besitz eines Arkanums, das selbst die Schellenbergische Freudenerfindung *) weit übertrifft, er ist in dem Besitze eines Geheimnisses zur Anfertigung eines Repräsentanten aller Dinge, einer Münze, die er Landgeld nennt, und wodurch es einer jeden Regierung möglich wird, alles Gold und Silber ihren Untergebenen aus den Händen zu spielen **). „Dieses Landgeld, sagt Herr Fichte, ist weder Papier, Ledergeld noch Banknoten oder Assignationen und dergleichen, und fährt er darauf fort, „es bedarf keiner Strenge, keines Verbotes, keiner Strafgesetze, sondern nur einer leichten und sehr natürlichen Vorkehrung, in einem Augenblick alles Silber und Gold dem Publikum zu jedem andern Zwecke, außer zum Einwechseln des neuen

*) Allgemeiner Anzeiger der Deutschen, 1807. No. 287.

**) S. Geschlossener Handelsstaat, S. 293.

Landesgeldes, durchaus unbrauchbar zu machen *)."

Es ist mir unbegreiflich, da Herr Fichte über dieses sein Arkanum bereits vor sechs Jahren einen Wink gegeben, daß noch keine der vielen geldbedürftigen Regierungen ihn desfalls zu sich berufen. Die schwachsinnigen Regierungen! Einen solchen Mann nicht zu berücksichtigen. Herr Fichte macht es wie alle großen Männer, er erträgt ihren Undank, ihre Imbecillität mit Resignation und Stillschweigen.

*) ibid. S. 234.

August Wilhelm Iffland.

Als Iffland noch zu Mannheim lebte, schrieb Huber an einen seiner Freunde von da aus: Ueber Iffland's Karakter herrscht eine außerordentliche Verschiedenheit von Urtheilen; Manche machen ihn zu einem durchdachten Teufel, Andere behaupten, daß er so gut als klug ist. Er selbst zeigt ohne Affektation Bonhomie, wie viel Wahres aber an dieser ist, mag ich nicht entscheiden. Sein Gesicht ist schon ein Räthsel; außer großen rollenden gefährlichen Augen, an die man sich aber außerordentlich bald gewöhnt, ist das übrige eine Tabula rasa. Sein Talent zum Nachahmen ist bekannt genug, es übertrifft aber auch Alles *).

*) Hubers Schriften. 281.

Man bemerkt leicht, daß, als Huber diese Zeilen vor 20 Jahren schrieb, er Iffland nur von fern kannte, nicht Gelegenheit hatte, in sein Inneres zu blicken, und Iffland mußte ihm daher, da dessen natürliche oder äußerliche Gestaltung nun einmal ihm so gegeben ward, wie er sie niederschrieb, eben so erscheinen, wie er auch jetzt noch in Berlin dem großen Haufen oder dem entfernten Beobachter vorkommen mag.

Indeß herrscht unter allen denen, die ihn näher kennen, sein Wirken und Thun zu verfolgen Gelegenheit haben, die Eine Stimme, daß Iffland in hohem Grade eine Hingebung und eine rücksichtslose Güte des Herzens besitzt, die ihn zu den trefflichsten Handlungen verleitet, und ihn eben so schätzbar als Menschen werden lasse, wie er es als Künstler einem Jeden ist.

Woher mag es denn nun aber kommen, daß Iffland in der That so viele Gegner in Hinsicht seines Karakters vorzüglich zählt?

Es ist nicht unzweckmäßig, hierüber ein Wort zu verlieren, da Iffland einer von den Männern ist, auf die das Auge Deutschlands so allgemein gerichtet ist.

Wenn diejenigen, welche Iffland näher kommen, es bezeugen, daß Gutmüthigkeit die Grundtriebfeder seiner Handlungen ist, so darf es nicht befremden, daß ein Mann von seiner Geistesgewandtheit, das Innere der Menschen zu durchblicken, und über ihre Schwäche oder Verworfenheit sich ein Licht zu schaffen, eine gewisse Schüchternheit in der Wahl seines Umgangs und in dem Vertrauen zu den Menschen überhaupt verräth, das er aber um so mehr zu äußern Veranlassung haben kann, da er in seinem Talent als Künstler und zugleich einzig in seiner Art eine Stütze seines Fortkommens hat, die dem größten

Theil der guten weisen und gescheidten Menschen abgeht, und Iffland daher weniger die kleinlichen Mittel hervorzusuchen Veranlassung haben kann, anders zu erscheinen als er wirklich ist.

Wenn daher ein großer Theil von Menschen in Ifflands Benehmen eine gewisse Kälte, Verschlossenheit und eine Selbstständigkeit erblickt, die ihnen nicht wohl thut, so sollten sie doch bedenken, daß alle Menschen von großem Talent, die sich dadurch auf dem Oberen des menschlichen Wirkens und Treibens erhalten können, nicht anders verfahren. Unbekümmert um das Urtheil der Welt gehen sie ihren Weg. Sie verkehren nach den Ansichten, die sie von der Welt haben, und handeln stets so, daß man sie auf keiner That betrifft, wobei man sie zeihen könnte, vorsätzlich das Böse gewollt zu haben. Männer von einzigem Talent haben gewiß eine schwierige Stelle im Kreise der Gesellschaft. Sie,

die in Hinsicht desselben allgemeine Bewunderung erregen, wie Götter auf Erden glänzen, sollen auch in ihren Handlungen vor den Augen der Welt so erscheinen. Iffland der große Künstler soll auch immer als der große Mensch erscheinen.

Indeß muß es natürlich folgen, daß man Iffland, da er in Hinsicht seines gesellschaftlichen Betragens blos negative Seiten zum Tadel bloß stellt, in seinem Benehmen als Künstler und als Direktor einer der ersten Bühnen von der Seite ins Auge faßt, um ihm die Schwächen zuzuschreiben, die er im bürgerlichen Leben keinesweges zu äußern überführt werden dürfte.

Daher vernimmt man nun von einem Heere Kritikern, Dichtern und Zunftgenossen gleichsam ein Evan Evoe gegen unsern Iffland erheben. Alle sind beschäftigt, gegen ihn aufzutreten, und ihre Anklagen gegen ihn geltend zu machen.

Da trat ich jüngst in eine Gesellschaft, wo das Gespräch schon begonnen hatte. Ein mageres kleines Männchen, das ich sogleich für einen Kritiker nahm, hatte eben das Wort.

„Man kann zwar einräumen, sagte er mit einer gewissen graven Mine, daß Iffland in Hinsicht der Einsicht in seine Kunst, der Erfordernisse und der Kenntniß der Hülfsmittel zur Erweckung aller Gattungen von Gefühlen, durch jeden Ausdruck der Stimme und der Geberde, der einsichtsvollste Künstler ist, den jetzt die deutsche Bühne aufzuweisen hat. Die Gewandtheit seines Geistes in der Auffassung der Motive der leisesten Regungen des Gemüthes und der ihnen entsprechenden Aeußerungen durch Ton und Geberde ist einzig; kurz man kann sagen, Iffland ist die Theorie seiner Kunst. Indessen geht es ihm doch wie denen, von welchen er selbst in seiner Abhandlung Ueber den Hang

Schauspieler zu werden *) so trefflich spricht: Die ergriffen von der hohen Idee der Kunst auch Alles in der Darstellung bewirken zu können glauben."

„Man sollte es kaum glauben, wenn man nicht durch den Augenschein belehrt wäre" fuhr der Kritiker fort, „daß ein Mann wie Iffland, der ein tiefeingewurzeltes Vorurtheil der Art an andern Künstlern kennen lernte, nicht gewahrt, daß es ihn in hohem Grade beherrscht.

Wenn man Ifflands universelle Empfänglichkeit für alle Grundsätze, nach welchen die verschiedenen Zweige seiner Kunst produzirt werden können, bewundern muß, so wird man doch darauf zurück kommen, daß er nur für gewisse Zweige derselben Produktivkraft besitzt, daß er nicht Alles zu leisten vermag. Man wird freilich ihn damit entschuldigen, daß an

*) Ifflands Theater-Almanach vom Jahre 1808.

der Bühne kein Talent lebt, das dies so zu leisten vermag, als wir durch ihn es sehen. Das mag sein. Dies berechtigt aber keineswegs zu sagen, daß er der treffliche tragische Schauspieler sei, daß er sich in dem Kothurn mit einer seinem Rufe angemessenen Stärke auszeichne.

Aus diesem einzigen Zuge seines künstlerischen Benehmens darf man zuversichtlich folgern, daß Iffland eine gewisse Universalität sich anzumessen bestrebt, die ihn bei den Unparteiischen in kein vortheilhaftes Licht setzt."

„Universalität! Ja richtig! das ist das eigentliche Wort," fiel hier dem Kritiker ein junger Mann ein, den mir ein Nachbar für einen Theaterdichter ausgab. „Diese Universalität ist es, die sich in Ifflands Thun als Direktor der Bühne ausdrückt. Seine Ansicht hält er für die unfehlbarste. Er entscheidet über das, was die Mitglieder der

Gesellschaft sowohl, als was die Dichter auf das Publikum wirken sollen. In der Wahl der Stücke geht er größtentheils von dem Standpunkte seiner Person aus. Nur diejenigen Stücke, wo er mit einem gewissen Erfolge eine Rolle durchführen kann, werden von ihm vorzüglich der Aufnahme werth gefunden; sein Urtheil allein entscheidet über die Wahl der Stücke, wodurch der Aeußerung vieler Talente die Gelegenheit versagt werden muß, für dasselbe einen neuen Wirkungskreis sich zu wählen. Iffland dünkt sich in Beurtheilung der dramatischen Werke einen Takt und eine Sicherheit zu haben, die gar nicht irren kann. Indeß kann man bestimmt sagen, daß die meisten Stücke, die Iffland nicht andern Bühnen nachspielt, sondern ganz neu auf die Bühne bringt, keinesweges den unfehlbaren Erfolg haben, den er immer erwartet. Man sollte es kaum glauben, daß die Berliner Bühne in Darstellung neuer Stücke

jeder andern Bühne nachsteht. So sind im Jahre 1807 sechs bis acht neue Lust- oder Trauerspiele, die 3 bis 5 Akte enthielten, gegeben worden, von denen der größte Theil in die Kategorie der Mittelmäßigkeit fällt."

„Wenn ihn in der Wahl dieser Stücke einzig und allein sein individuelles Talent leitete, fügte der Dramaturg hinzu, wäre es ihm noch zu verzeihen. Aber so bemerkt man, daß der größte Theil dieser wenigen neuen Stücke von ihm aus ganz anderen Motiven mit der Vorstellung auf der Bühne begünstigt werden.

Allzugern will Iffland eine Vielseitigkeit des Geschmackes affektiren, um gleichsam von allen Parteien sich gehuldigt zu finden. Er gab Schlegels, Werners Produkte. Wer nur einen Takt für das hat, was theatralische Wirkung heißt, gewahrt beim ersten

Blicke, daß Ion, die Söhne des Thales und dergleichen gewaltige Sachen gar keine Produkte für die Darstellung sind. Indem Iffland diesen Männern eine Huldigung bringt, scheint es auch, als wenn er die Eitelkeit besitzt, andeuten zu wollen, daß die Empfänglichkeit seines Geschmackes noch nicht veraltet sei."

„Ifflands verschlossenes Wesen, die Schwierigkeit einen Zugang zu ihm zu finden, hat seine Person auf ein paar Vertraute beschränkt, die ihn in allen seinen künstlerischen Unternehmungen, vielleicht ohne daß er es weiß, leiten. Einem Jeden seiner Aussprüche, seinen in der Einsamkeit erwundenen Urtheilen wird in diesem Kreise gehuldigt, und das Publikum muß den Nachtheil tragen, daß er in dem Resultat seiner großen Einsichten nicht so frei erscheint, als man es von ihm zu erwarten hat."

„Das ist der Hauptpunkt, worauf alles ankommt," rief eine gewisse abgelebte Figur, die man mir als einen Schauspieler ankündigte. Das retraite Leben Ifflands ist es, was Alles eigentlich verdirbt. Indem Iffland abgeschieden und für einige Vertraute bloß lebt, ist es seinen Kunstverwandten äußerst nachtheilig. Das Genie kann nur wirken, wenn es human, mittheilend, zugänglich und unbefangen ist; zieht es sich zurück, dünkt es sich über das um ihn stehende erhaben, so erregt es Neid und Scheelsucht, und entweiht den Funken genialischer Kraft, der in dem Busen der Kunstverwandten glimmt. Iffland hat noch mehr damit verdorben, daß er in seiner Stelle als Direktor eine Departementsmine annimmt, die in ökonomischer Hinsicht löblich sein mag, aber in dem Verkehr mit seinen Zunftgenossen den größten Tadel verdient. Im Kreise der darstellenden Kunst ist Alles gleich. Jedes

Mitglied hat sein Talent, ohne welches das Tableau, das sie darstellen will, mangelhaft bleibt; findet es sich zurückgesetzt, oder in seiner Würde gekränkt, so kann kein erfreuliches Ganzes erwachsen.

Dem größten und verdienstvollsten Theil des Theaterpersonals entzieht Iffland seinen Umgang. Was er durch größere Popularität wirken könnte, beweist hinlänglich Herr Bethmann, für den er sich verwendete, und so ausbildete, daß er jetzt weit mehr ist, als er vor Kurzem war. Wenn Iffland andern und fruchtbarern Talenten diese Aufmerksamkeit widmete, gewiß dürfte Berlin bedeutendere Zöglinge durch ihn aufleben sehen.

In diesem Kreise war nun der Stab über unsern guten Iffland gebrochen, indeß ich trat hervor und fragte die ganze Gesellschaft: Ob sie wohl das Beispiel aufzuwei-

sen, daß ein Chef irgend einer Anstalt ihnen wohl vorgekommen sein mag, der es allen recht mache?

Man schwieg! und dies Schweigen war die beste Rettung, die ich unserm Iffland schaffen konnte.

Ignaz Feßler.

Wenn Jugendeindruck, Erziehung und erste Lebensbeschäftigung im Menschen die Haupttriebfedern seiner Handlungen werden, so läßt es sich ganz natürlich erklären, wie Feßler, der das Blüthenalter seines Lebens als Ordensgeistlicher in einem Kloster verlebt, als Apostel desselben das Thema aller seiner Unternehmungen und gesellschaftlichen Verbindungen fand.

Man ist und kann nicht einig sein, ob aus egoistischen eigennützigen Absichten, oder aus dem Urquell alles Allgemeinen, einer Idee, die ihn in der engeren Geistesverbindung der Menschen den Zweck ihres Daseins ahnen läßt, er jene Ordensmanie festhielt. So

viel läßt sich aus dem, was über sein Treiben zur Kunde gebracht worden, abnehmen, daß er bei der ersten Erscheinung auf dem Schauplatz der Welt dahin tendirte, einen engern Bund der Geister zu bewirken.

Ein gewisser Grad reiner Idealität, zu welcher seine Phantasie durch sein geführtes Klosterleben und seine durch Kenntnisse abgerundete Genialität geläutert ward, war der Funke, der ihn bei seinem Eintritt in die Welt leitete, oder den er ihn zu leiten absichtlich festhielt.

Seinem Hange oder seiner Absicht zu genügen, boten ihm die mannigfaltigen Verbindungen, die er als Mitglied des allgemein verbreiteten Maurerordens vorfand, von allen Seiten reichliche Aussichten dar. In ihm fand er den Stoff, den seine Idealität zu bearbeiten ergriff, oder den er sie ergreifen ließ. In diesem Orden sah er die Linien gezogen zu einer Verbindung von Wesen, wo-

durch er entweder, wenn er redlich verfuhr, die Menschen zum höheren Bewußtsein ihrer Bestimmung leiten wollte, oder wenn er aus Eigennutz handelte, ein Theil von ihnen nach seinen Absichten zu leiten und sich unterzuordnen wähnte.

Zwischen diesen Absichten wankten nun alle Pläne und Unternehmungen Feßlers. Bald wollte er den Freimaurerbund selbst zu einer höheren allgemeinen Tendenz reformiren, bald aus dem Schoß der Freimaurer die erleuchteten, besseren, und lebhaft in seine Ideen eingreifenden Gemüther um sich her vereinigen, und in ihnen einen Status in Statu bilden, bald sollten wieder eine Anzahl Profanen in einen Bund um ihn her treten, den er ihnen in einer faßlichen Gestalt als eine Art Klubb, Zirkel aufstellte, um allmählig die Weltmenschen für seine Ideen der Menschheit empfänglich zu machen. Bei jedem dieser Schritte mißlang es ihm, das Vertrauen

der Menschen sich zu erwerben. In unserer konventionellen auseinandergeschachtelten Welt gelingt es selten, die Gemüther der Menschen durch eine Idee zu fixiren, und erreicht man seinen Zweck auf einige Zeit, so verlieren die Menschen oft die Geduld; es necken sie die Schauspiele und Panoramas der äußeren Welt und sie halten den genialischen Kopf in dem Verdacht, sie täuschen zu wollen. So erging es Feßlern. Die Freimaurer wiesen ihn von sich. Von den zwei Gesellschaften, die er in Berlin stiftete, wurde die eine aufgelöst, und die andere verleidete ihm ihre Existenz. Von dem Bunde der Evergeten, den er noch in Schlesien gründete, ist nicht die Rede mehr.

Ob man Feßlern jesuitischer oder geheimer Absichten zu beschuldigen das Recht habe, weiß ich nicht. Aber abgestumpft ist er jetzt gleichsam für alle Theilnahme an den Welthändeln. Schon seit mehreren Jahren hat er sich zurück gezogen von dem Gewühle,

das ihn sonst umgab, oder in dem er wurzeln wollte, und lebt bloß für und durch die litterarische Druckerpresse auf einem kleinen Landsitze im Kreise seiner Familie. Seine neueren Schriften, die gleichsam das Resultat seiner jetzigen isolirten Lage sind, tragen ganz das Gepräge des Kampfes seiner ideellen Phantasie mit der äußeren Welt. Man gewahrt in ihm, daß er der Märtyrer seines Glaubens sein will.

Ein Mensch wie Feßler, von dem Talent, den Kenntnissen, der sich mehr verrufen in Hinsicht seines Karakters als gelobt weiß, der gleichsam ein Opfer seiner Ideen ward, und sich vernachlässigt von allen denen sieht, die ihn aus seiner Lage reißen können, und dennoch sich nicht herabläßt zu den Schreiern über die Lage der zeitlichen Dinge, immerfort die Ideenhöhe behauptet, welche er ergriffen, ist in meinem Auge, wo nicht ein liebenswürdiger, doch gewiß ein seltener Karakter.

Ich spreche nicht für ihn, vielmehr gegen ihn. Warum wollte er den Unergründlichen, den Verschwiegenen, den Geheimen spielen? Warum näherte er sich nicht dem gemeinen Gange der Dinge? Warum strebte er von der Höhe in die Tiefe? In dieser Welt kann man nur aufschießen, und daher muß man erst niedrig stehen. Bloß der Ruf, welchen ihm seine früheren historisch-romantischen Produkte schufen, verleihen seinen jetzigen litterarischen Produktionen eine gewisse Würde. Wenn man auf sie stößt, legt man sie nicht mit Naserümpfen aus der Hand, aber kann sich auch nicht überwinden, sie durchzulesen. Man greift nicht nach ihnen wie ehemals, weil Feßlers excentrische Ideenfülle, so gedehnt, so weitläuftig und breit er sich darauf einläßt, nicht genug in die Form der jetzigen Verhältnisse eingreift.

Bernhard Anselm Weber.

Obgleich Weber von seinen Aeltern zum geistlichen Stande bestimmt war und den größten Theil seiner Jugend zwischen den engen Mauern eines Klosters hinbringen mußte, erhärtete sich doch sein Talent zur Tonkunst in dem Grade, daß er sich diesem Fache zu widmen Freiheit erhielt. Er zog des Abts Vogler Aufmerksamkeit auf sich, der ihn mit auf seinen bedeutenden Reisen nahm, wo er zu Berlin die Aufmerksamkeit der Direktion erregte, welche seiner Führung das Orchester des Nationaltheaters anvertraute.

Gewiß hat Weber, seitdem er jenem Posten vorsteht, es immer mehr bewährt, daß sein musikalisches Talent, sein Genie, sein

Eifer und seine Pünktlichkeit in Beobachtung seiner Pflichten ihn zu dieser Stelle, welche mehr ehrenvoll war als einträglich, und worin er sogar jetzt noch seinen Collegen an Einnahme eben so weit nachsteht als er an Beschäftigung ihnen vorgeht, berechtige.

Bei seinem künstlerischen Talent besitzt Weber eine Besonnenheit des Geistes und eine Nüchternheit des Gemüths, die ihn nie zu einem wilden und regellosen Leben, wie es oft bei Männern von seinem Fache der Fall zu sein pflegt, hinriß. In dem Kreise seiner Freunde genießt er in Mäßigkeit und Stille die Freuden des Lebens.

Obgleich es nicht zu erwarten steht, daß Weber bei dem Ruf, den er sich als Künstler erworben hatte, glauben konnte, die Acquisition eines Kapellmeistertitels dürfte ihm in den Augen der Kenner einen höhern Ruf anweisen, so wird man es ihm doch keinesweges verdenken, daß er ihn nicht zurück gewiesen.

Es ist nun einmal so in der Welt, daß der Name der Sache Würde gibt und nimmt. Der Kapellmeistertitel erregte ihm natürlich einige hämische Seitenblicke von seinen Titelvettern. Himmel, der sich vorzüglich für einen bedeutenden Künstler überall selbst aufführte und sich weit über Weber erhaben glaubt, ließ seinem Egoismus freien Lauf, indem er, seitdem Weber den Kapellmeistertitel erhielt, sich Königl. wirklicher Kapellmeister unterzeichnet.

Gluck und Mozart scheint sich Weber zu Mustern genommen zu haben, in deren Geist er mehrere treffliche Kompositionen geliefert. Seine Ouvertüren, seine musikalischen Arbeiten zur Jungfrau von Orleans, zu Wilhelm Tell, zur Braut von Messina u. s. w. werden als gehaltreiche musikalische Skitzen einen bleibenden Werth für den Kenner und geschmackvollen Verehrer der Tonkunst haben; und im großen

Fache der Operkompositionen, einer Arbeit, wo das musikalische Genie gleichsam von einer Idee ausgehend ein organisches Ganzes entfaltet, und ein Produkt aufzustellen Gelegenheit hat, worin er seine schöpferische Kraft mehr oder weniger erhärtet, erwarten wir nunmehr bald irgend eine Arbeit von ihm, von der wir uns um so mehr versprechen dürfen, seitdem wir sein letztes Werk, die musikalische Begleitung zu Schillers Gang nach dem Eisenhammer, gehört und bewundert haben.

Es herrscht allgemein der Wahn, daß der Künstler, der sein Verdienst kennt und geschätzt weiß, wenn er die Musen ihre Gunst an Andere in höherem Grade verschwenden sieht, sich gekränkt fühlt und sogar zur Verläugnung seiner edlen Grundsätze hingerissen werden kann, und daher mochte wohl das Gerücht sich verbreiten, daß Weber mit einem hohen Grade von Scheelsucht jeder darstellenden Komposition eines andern Virtuosen den Zutritt

auf die Bühne zu verweigern suche. Vorzüglich gab Romb ergs Oper Ulysses und Circe, die beiläufig gesagt in Wien gänzlich mißfiel, Webers Neidern Gelegenheit dieses Gerücht zu verbreiten, da er vor der Darstellung derselben eine Reise nach Meklenburg, wohin er berufen, antrat. Man wollte daraus folgern, daß er die Direktion dieser Oper seinem Gehülfen absichtlich überließ, um nicht Augenzeuge von dem trefflichen Erfolge der ersten Arbeit der Art eines angehenden Komponisten zu sein. Indeß wenn man weiß, daß Weber treulich sein Orchester in den Geist der Rombergschen Oper einweihte, bei dem größten Theil der Proben unermüdet dirigirte und nur dann erst eine längst vorgehabte Reise, welche zugleich die Verbesserung seiner Gesundheit durch den Gebrauch eines Seebades bezweckte, antrat, als er von seinem Orchester eine eingeübte Execution derselben erwarten konnte, so wird

man nicht mit seinen Neidern ein solches nachtheiliges Licht auf seinen Karakter werfen lassen.

Gegen Kritiker ist Weber, wie jeder Mann von Talent, der seine Kräfte zu schätzen weiß, empfindlich. Es darf daher nicht befremden, daß er gegen einen jungen Mann, der durch einen falschen Bericht von dem Erfolge eines seiner jüngern musikalischen Produkte, der Oper die Wette, dieselbe in der Zeit. f. d. eleg. Welt offenbar entstellt hatte, da Weber einem musikalischen Versuche des jungen Dilettanten die Aufführung seiner Ueberzeugung nach nicht gewähren konnte und der daher jene Rache nahm, seine Empfindlichkeit gehen ließ. Der junge Kritiker hatte zugleich einen bittern Ausfall gegen die Choristen unterlaufen lassen und in einer der Opernproben, welcher er beiwohnte, gab es deshalb eine lebhafte Scene, denn kaum erblikken diese unsern Kritiker, so stürzen sie wie

einst die Bachantinnen über den Orpheus auf ihn, und gewiß würde ihn das Schicksal jenes alten Virtuosen getroffen haben, wenn Webers Gutmüthigkeit nicht seinen Unwillen verdrängt, und er ihn gegen seine Verfolger in Schutz zu nehmen, sich nicht berufen gefühlt hätte.

August Friedrich Kuhn.

Ohnfehlbar muß bei den schauderhaften und verheerenden Ereignissen, welche die an wichtigen Begebenheiten schwangere Zeit jetzt im Schoße des durch seine innere Organisation und sein imponirendes Aeußeres bisher geachteten preußischen Staats vorbereitete, jedem Menschenfreunde eine Thräne der Wehmuth entfallen. Vor Allen mußte aber das Gemüth, dem Kultur des Geistes und die Bildung seiner mannigfaltigen Talente, kurz dem Kunst und Wissenschaft am Herzen liegt, von schaudernden Gefühlen hingerissen werden, wenn das deutsche Athen, Preußens Me-

tropole, Berlin, der einzige Zufluchtsort, wo mit offenen Armen jede schöne liebliche Blüthe des Guten und Wahren vor ihren Verfolgern Schutz und Aufnahme fand, wo sie wie im mütterlichen Schoß keimen und einer edleren Pflanze sich erfreuen konnte, wenn dieser Zufluchtsort, unerwartet erschüttert, den Anblick eines Prachtgebäudes gewähren mußte, das bald als eine verlassene Ruine auf die Nachwelt fortleben dürfte.

Doch die rächende Nemesis, die mit tröstender Milde in dem allgemeinen Chaos der Urzeit hervortrat, und die schöpferische Kraft Alles mit lieblicher Frische und jugendlicher Gewandtheit wieder ins Leben zaubern ließ, scheint auch auf dem Schauplatz der Verwirrung, den sie in Preußens Gefilden bereitete,

manchen wohlwollenden Stral und segnenden Keim hervorbrechen zu lassen, der das in trostlose Gefühle versunkene Gemüth aufzurichten vermag.

Von allen diesen Winken künftig zu erwartenden Heils dürfte dem Freunde des Schönen, Guten und Wahren keiner erfreulicher sein, als der ihm in dem Auftritt eines Mannes in dem intellektuellen Centrum Preußens, in Berlin, verliehen wird, der es schon in jeder Zeile desjenigen, was von ihm an allen Straßenecken verkündigt ward, lebhaft ausspricht, was er zum Heil der Kunst und der Wissenschaft in Berlin zu bewirken vermögen dürfte. Dieser Mann ist Herr August Friedrich Kuhn, Privatgelehrter, Herr von Paßdorf und Nieder-Auerbach,

und Eigenthümer eines Kunst- und Industrie-Comptoirs. Man sieht, welche Hebel Herrn Kuhn zu Gebote stehen, das große Werk zur Welt zu fördern, mit dem er schwanger geht.

Herr Kuhn ist ein Mann noch in der Blüthe des Jünglingsalters, und die schönen Knospen, die er in der kurzen Zeit entwickelt hat, in welcher ihn das Schicksal repräsentirt, verrathen nur zu deutlich, daß bei ihm, wie bei allen großen Menschen, einem Alexander, Napoleon, Friedrich, das Allgewaltige sich von ihrer Jugend an ausdrückt, und daß uns daher in Herrn Kuhn die Aussicht bleibt, es dürfte ihn zur Pflege seines heilsamen Unternehmens das Schicksal eine lange Reihe von Jahren erhalten.

Seinen Geschäftskreis, oder sein sogenanntes Kunst- und Industrie-Comptoir verkündigt er als die Quelle der wahren Kunst und Wissenschaft, aus welcher nichts hervorgehen soll, als was Apoll und die neun keuschen Musen ihrer Huldigung würdigen dürften.

Sein Verlag soll sich an wahrem Gehalt auszeichnen, und das ist zu erwarten, denn Herr Kuhn wird seine Werke zuerst verlegen. Er läßt daher jetzt schon eine Sammlung seiner Gedichte drucken, welche von ihm in Almanache, Journale und Zeitungen eingerückt worden sind. Man glaube deshalb nicht, daß Kuhn etwas Gelesenes der Welt auftische. Gottlob! Seine Gedichte sind bis jetzt noch ungelesen geblieben.

Aus dem Gebiete der Kunst wird er nur wahre, schöne und gediegene Werk durch sein Comptoir verbreiten. Mit Zuversicht kann man es allen Künstlern empfehlen, die in seinem Comptoir nicht allein ein wahres delphisches Orakel über ihr Talent werden verlauten hören, sondern durch die Aufnahme ihrer Werke in dessen Niederlage gleichsam die Kunstweihe zu erwarten haben dürften.

Außerdem erblickt man auch auf dem Gebiete seines Wirkens ein Prachtinstitut mit dem Namen Museum hervorsteigen, in welchem die Schöpfungen aller Künste und Wissenschaften Hand in Hand jeden Eintretenden umgaukeln sollen. Den Weibern wie den Männern verspricht Herr Kuhn eine genußreiche Aufnahme.

Wie weit ist aber unser Zeitalter noch an Empfänglichkeit zurück! Noch sieht man sich vergebens nach den alle unsere Freuden belebenden Wesen, den Weibern, im Kuhnschen Museum um. Das grausame Schicksal! warum bildete es unsern Kuhn zu einem litterarisch-Eleganten, oder nach Kampe, zu einem gelehrten Zierbengel. Es scheint, daß er den Weibern gefährlich ist. Die bösen Weiber! Nun bleiben auch die Männer weg, und Herr Kuhn wird sich noch genöthigt sehen, durch ein paar Pygmalionische Galateen sein Museum beleben zu lassen.

Indeß gehört zu lauter solchen Unternehmungen ein gewisser Grad von kühner Selbstheit. Herr Kuhn ist von dieser Geistesstärke

ergriffen. Er fühlt ganz, daß er allem dem gewachsen ist, was er unternimmt, und verspricht, allen zu genügen. Allein es macht doch seiner großen Bescheidenheit sehr viel Ehre, daß er nicht aufs Gerathewohl mit seinen Geistesspielen hervortritt, sondern unter dem Schilde und Wappen eines Mannes im Publikum Zutrauen zu gewinnen sucht, der seit mehreren Dezennien als ein tüchtiger Kraftgeist sich erhärtet. Man erräth leicht, daß ich auf die Verbindung hinziele, welche Herr Kuhn mit Herrn v. Kotzebue in Hinsicht der Zeitschrift „der Freimüthige" eingegangen.

Allein es ist Schade um Herrn Kuhn, daß er sich einem sorglosen Verweser, als Herr v. Kotzebue, anvertraut. Herr Kotzebue

behandelt seine Zöglinge mit zu vieler Nachsicht, er setzt sie auf seinen alten Rosinante, den Freimüthigen, und läßt sie so in die Welt hinein jagen, wo daher lauter Sancho-Pansa-Streiche begangen werden müssen. So hat er es mit Garlieb Merkel gemacht, und so verfährt er gegen unsern Kuhn.

Es ist unverantwortlich von Herrn v. Kotzebue, dem jungen Menschen die freie Verwaltung seines Wappens und Insiegels zu überlassen. Welchen Werth muß Herr v. Kotzebue selbst darauf setzen, wenn er nicht fürchtet, daß der junge Mann hingerissen von Unbesonnenheit und Frivolität, die Grenzen des Anstandes überschreitend, anstatt nüchtern und auf gradem Wege und in anständigen Zirkeln zu erscheinen, zügellos auf verdächtigen

Wegen und in dem Kreise des verworfensten Gesindels sich herumzutreiben in Versuchung geräth.

Welche Beweise geben nicht schon die erschienenen Blätter des Freimüthigen. Kuhn schimpft und speit gegen Gelehrte und Buchhändler und Journalisten trotz einer der Gewaltigen in den Pariser Hallen. Herr Kuhn ist außer Schuld, die Unmündigkeit, das jugendliche Feuer reißt ihn hin. Würde er ein Blatt unter eigener Firma herausgeben, so hätte dies nichts zu bedeuten; es würde nicht viel Leser zählen, und seine Excentrität dürfte sich nicht in der großen Welt verbreiten. allein ein Kotzebuesches Blatt, das liest alle Welt, und es kommt nun alle Abwesenheit des Geistes und Herzens des hoffnungsvollen Kuhn unter die Leute.

Es wäre daher sehr löblich, wenn Herr v. Kotzebue dem fingerfixen Kuhn ein wenig kürzer die Zügel hielte, oder der Papa den adoptirten Sohn etwas mehr in die Augen faßte, welches für Herrn Kuhn selbst sehr heilsam sein, und ihn zu der Erkenntniß bringen dürfte, daß Freimüthigkeit nicht mit Frechheit verwechselt werden müsse.

Uebrigens muß man gestehen, daß Herr Kuhn Alles zum allgemeinen Besten und ohne irgend eine Spur von Eigennützigkeit unternimmt. Er bezahlt für jeden Bogen des Freimüthigen einen Ehrensold *) von 20 Tha-

*) Ehrensold! ein gedruckter Bogen des Freimüthigen enthält drei gedruckte Bogen ordinären Formats, das wäre ungefähr sechs Thaler für den Bogen. Das ist doch wahrlich noch kein Ehrensold zu nennen.

Anmerkung des Setzers.

lern, indeß muß man es ihm nicht verübeln, daß er den größten Theil des Bogens mit seinen und des Herrn Papa's Manuscripten volldruckt, weil er es für das Beste hält, was er dem Publikum geben könne.

Da Herr Kuhn mit so großer Aufopferung sein Vermögen und sein Talent der Welt weiht, so ist ganz natürlich, daß er Feinde haben muß, die ihn beschuldigen, er sei, aus Habsucht und Neid gegen Handels- und Geistgenossen, der Zweizüngigkeit und der Klätscherei nicht unhold. Wer wird dies glauben? Alles was Herr Kuhn thut, geschieht, um in der Berliner Welt als der wahre Merkur zu erscheinen, von dem man mit Recht dereinst sagen soll:

miscuit utile dulci.

BINDING SECT. NOV 28 197

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DD
857
A2K3

Kabinet Berlinischer Karaktere